Ph: 1212·a

Ph U 155

<36626039210017

<36626039210017

Bayer. Staatsbibliothek

Philos. Opera varia. 252.

R.

Versuche

in der

scientifischen und populären

Philosophie,

von

Michael Engel,

kurf. mainz. Hofgerichtsrath und Professor der Philosophie, der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt und der Departementalsocietät der W. W. und K. K. zu Mainz Mitglied.

Frankfurt am Main,
bei Philipp Wilhelm Eichenberg.
1803.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Hochgebohrner Reichsgraf,
Gnädiger Herr!

Ew. gräflichen Gnaden wage ich es, gegenwärtige Sammlung von Aufsätzen, worin einige, wie ich hoffe, nicht uninteressante Fragen ohne Sectengeist erörtert werden, verehrungsvoll zu widmen.

In dem Beifalle, den Sie derselben schenken möchten, dessen ich wenigstens in Ansehung der Hauptresultate mir schmeicheln darf, würde ich Belohnung meiner Arbeit, Aufmunterung zu neuen, und Bestärkung meiner Ueberzeugung finden. Dieses wird den Wenigen sehr begreiflich seyn, welche wissen, daß Sie mit so vielen großen und liebenswürdigen Eigenschaften auch einen tiefen Blick in die Philosophie verbinden, ihren Fort- und Rückschritten

Schriften so vortheilhaft würzt, nicht reichlich fliessen konnte, und schon Anstrengung dazu gehörte, zur Betrachtung allgemeiner Wahrheiten sich zu erheben. Dieses soll kein Argument ad misericordiam seyn, sondern wird nur darum bemerkt, damit man hier nicht mehr suche, als ich versprechen kann, als gesunde Vernunft und deutlichen Vortrag. Ueber den Geist, der diese Versuche belebt, ihre Tendenz, und die darin vorkommenden, auf kritische, antikritische und hyperkritische Philosophie, so wie auf manche andre Gegenstände eines allgemeinen Interesse sich beziehenden Aeusserungen halte ich für überflüssig mich zu rechtfertigen. Das erste Gesetz der gelehrten Republik ist, daß einem Jeglichen erlaubt sey, in allem, wobei die öffentliche Ordnung nicht Gefahr läuft, mit Anstand nach seiner Ueberzeugung zu schreiben. Ich hoffe, daß dieses Gesetz unter den mancherlei religiösen und philosophischen Secten auch in Deutschland gelte. Uebrigens muß ich mir gefallen lassen, wenn man mir, wie dort Agamemnon beim Petronius, zuruft: Sermonem habes non publici saporis. Finden aber diese Versuche Beifall, so werde ich diesem Bändchen von Zeit zu Zeit mehrere nachfolgen lassen.

Aschaffenburg, den 5. October 1802.

Inhalt.

I. Ueber Genie und Studium. 1784. Umgearbeitet. Seite 1.

II. Ueber die Unentbehrlichkeit der Metaphysik in der Kette der Wissenschaften. 61.

III. Ueber die Terminologie. 1796. 81.

IV. Ueber den Streit der Beschauung und des gemeinen Sinnes. 1797. 97.

V. Ueber die Ursachen der langsamen Fortschritte der reinen Philosophie. Aus dem Lateinischen. 123.

VI. Ueber die Schlüsse aus Analogie. 135.

VII. Vom goldenen Zeitalter der Philosophen. Aus dem Lateinischen. Nebst einem Nachtrage. 161.

VIII. Wozu nützt das wissenschaftliche Studium der Moral? 237.

IX. Ueber das Objective der Erfahrungserkenntniß. Ein Fragment aus einer Untersuchung des Erkenntnißvermögens. 259.

X. Was wirkt die Zwietracht der Guten? Ein Gespräch. 279.

I.

Ueber
Genie und Studium.
1 7 8 4.

Umgearbeitet.

Ego, nec studium sine divite vena,
Nec rude quid possit video ingenium: alterius sic
Altera poscit opem res et conjurat amice.

Der Unterschied der Geistesfähigkeiten, wie der körperlichen Stärke, unter den Menschen kann nur zwei Quellen haben: Natur, Uebung. Was ist nun aber daran das Werk der Natur? was die Frucht des Anbaues? Wie fern wird das Eine durch das Andere ersetzt? Diese Fragen sind für die Leitung des einzelnen Menschen, für die Erziehungskunst, für die Gesellschaft äusserst wichtig.

Unter dem wilden und policirten Menschen scheint ein Unterschied der Geistesfähigkeiten nicht nur dem Grade, sondern beinahe der Art nach zu seyn: so weit nämlich, daß bei einer vorzüglichen Ausbildung desjenigen, was auf die Zwecke des thierischen Lebens directer sich bezieht, die höheren Seelenvermögen an jenem kaum zum Vorschein kommen. Ganz von der Sorge für seine Erhaltung und Befriedigung thierischer Bedürfnisse verschlungen, umfaßt der Geist des Wilden wenig Gegenstände. Daseyn, Nahrung, Fortpflanzung ist Alles, was er denkt: sein Abstractionsvermögen schlummert: sein Schliessen ist nicht viel mehr als empfundene Analogie. Die verwickelten Ver-

hältnisse und abwechselnden Auftritte der Gesellschaft lassen kein Seelenvermögen unentwickelt: nur die Grade sind verschieden. Der eingeschränkte Landmann vergleicht, urtheilt, schließt sowohl, als Newton: die Phantasie ist beim Handwerker, wie beim Dichter, geschäftig. Umfang und Verbindung des Gedankensystems, Lebhaftigkeit oder Schwäche, schnellerer oder langsamerer Fortgang der Vorstellungen machen den Unterschied. Der Umfang des Denkens hängt von der Leitung der Menschen, von äusserer Veranlassung und vom Fleiße offenbar ab: das Uebrige größtentheils von der Aufmerksamkeit auf innere und äussere Eindrücke, und der Thätigkeit der Seele in Anordnung des gesammelten Vorraths. Unsere Aufmerksamkeit auf die Gegenstände wird von dem Interesse derselben bestimmt: und ohne den Antrieb einer überwiegenden Neigung scheuet der von Natur bequeme Mensch die Anstrengung des langen und geschärften Forschens. Tage lang sitzt der Wilde, seine Bedürfnisse versorgt, mit seiner Tabackspfeife in der Hütte: das herrliche Schauspiel der Natur, zur Gewohnheit geworden, und ihre gleichförmigen Veränderungen reizen weder seine Bewunderung, noch sein Nachdenken. Wenn man den Geist des policirten Menschen so thätig, so unruhig, so projectvoll sieht,

darf man sich nicht wundern. Seine zahllosen Bedürfnisse, Früchte seiner Verfeinerung, sind eben so viele zarte Fäden, die sich von ihm aus über die ganze Natur hinspinnen. Jeder Gegenstand, der in seinen Gesichtskreis tritt, setzt vermittelst derselben ohnfehlbar irgend eine Triebfeder seines Willens in Schwung. Selbst die Wißbegierde würde ausser dem selten und schwach sich äussern, die erst in Verbindung mit dringendern Beweggründen sich zur Leidenschaft entflammt.

Bei gleichen Grundtrieben ist auch der Keim der Leidenschaften bei allen Menschen derselbe. Nach der Verschiedenheit des Bodens nimmt er gleichwohl in seiner Entwickelung verschiedene Gestalt und Richtung. Vorzügliche Empfänglichkeit für gewisse Leidenschaften wird mit uns gebohren. Auch der Grad ihrer Stärke und Dauer hängt zum Theil vom Temperament ab. So sehr die Pflege auf beides einfließt; zeigt sich also doch hier schon ein Unterschied der natürlichen Anlage. Empfänglich und behaltsam für die Eindrücke des Angenehmen und Unangenehmen, des Nützlichen und Schädlichen, von heftiger Begierde nach Ruhm und Vorzug angefacht, arbeitet sich Einer durch alle Hindernisse zu seinem Zwecke durch, da ein kurzer Widerstand das schwächere Triebwerk eines Andern abnützet.

Die Leidenschaften *) sind gewissermaßen die Hebel des denkenden Wesens: das Erkenntnißvermögen die Last. Wenn die mannichfaltige Einrichtung und Anlegung dieser Hebel eine große Verschiedenheit unter den Menschen erzeugt; so kommt der Unterschied der Last nicht minder in Betrachtung. Je häufiger der Zufluß der Gedanken, je leichter ihre Combination, je lebhafter die Bilder bei einem Menschen vor dem andern sind, desto mehr wird er bei gleich starker Leidenschaft es diesem zuvor thun. Helvetius hat aus Liebe zum Paradoxen diese natürliche Verschiedenheit der Geisteskräfte geläugnet. Allein ich berufe mich auf die Erfahrung eines jeden, auch des flüchtigsten Beobachters seiner selbst. Sind wir nicht zu einer Zeit zu Geistesarbeiten aufgelegter, als zu einer andern? bei heiterm Himmel mehr, als bei trübem? mehr nach einem leichten frugalen Mahle, als auf schwere Speisen und Uebersättigung? Das heißt aber nichts anders, als daß einmal der gelindeste Anstoß Kräfte in Bewegung setzt, die das andere mal dem festesten Entschlusse sich sträuben. Was nun Nahrung,

*) Man hat hier unter Leidenschaft jede lebhaftere Bewegung des Begehrens, welche auf die Lebenskraft wirkt, zu verstehen.

Luft, gute oder schlechte Verdauung bei einem Individuum zu verschiedenen, das vermögen auch Verschiedenheit des Nervenbaues und der Lebenssäfte bei mehrern zu allen Zeiten. Der Unterschied der Geisteskräfte beruht demnach: 1) auf der, vermöge der ursprünglichen Verschiedenheit der innern Organisation, größern oder mindern Leichtigkeit, womit die denkende Kraft sich äussert; 2) auf der Anlage zu heftigern oder gemäßigtern, flüchtigern oder anhaltendern Leidenschaften.

Langsamerer oder rascherer Gang, mehr oder weniger Combination, lebhaftere oder mattere Bildung der Ideen, schärfere oder schlaffere Aufmerksamkeit, anhaltendes oder ungeduldiges Nachdenken sind die Resultate dieses Unterschieds.

Dieser Vorzug in Rücksicht auf gewisse Gegenstände heißt natürliche Anlage: und ein hoher Grad von Anlage, Genie. In einer ehrfurchterregendern Bedeutung hat das Publicum diese Benennung für höhere Geistesfähigkeiten nur so fern geheiligt, als dieselben auf solche Gegenstände verwendet werden, die für die Menschen überhaupt, oder für eine gewisse Gesellschaft vorzüglich interessant sind. Wenn man das Verhältniß der Genien genau berechnen könnte, so stünde derjenige, der bei wenig Mitteln Etwas,

über jenem, der bei vielen Mitteln und günstigen Einflüssen weit mehr that. Allein dieser Maasstab ist nicht für das Publicum, das in den Lebensdetail seiner Helden selten eingeht, und bei den Erscheinungen der Intellectualwelt, wie der Körperwelt, die Größe der Ursachen einzig nach den Wirkungen abmißt. Das Ausserordentliche, das Neue in den Ideen, ihrer Verbindung, den Graden der Geistesäusserung ist also für dasselbe der einzige ächte Stempel des Genie's. Das Gewöhnliche, mit noch so viel Aufwand von Kräften bewirkt, erwirbt nie diesen Namen; wenigstens nicht beim Publicum: denn dieses gebraucht einen großen Maasstab, und hält sich in seinem Urtheile an die ganze Wirkung, ohne auf eine umständliche Erörterung der Ursachen sich einzulassen. *)

*) Man sieht wohl, daß das hier Gesagte mit der von Kant gegebenen Erklärung des Genie's nicht übereinstimmt, wodurch dasselbe auf die Künste, und zwar solche, in denen die Einbildung herrscht, eingeschränkt wird. Der Verfasser folgte der damals, als er dieses schrieb, üblichen Bedeutung des Wortes, und noch jetzt findet er keinen hinlänglichen Grund davon abzugehen. Ist doch alles Erfinden des Menschen nichts als absichtliches Finden aus vorhandenen Datis: das nothwendige Organ dazu ist beim Philosophen, wie

Unter den Eigenschaften, die oben als unmittelbare Geschenke der Natur genannt worden sind, schliessen sich verschiedene gegenseitig aus. Zu viel von dem, was den tiefsinnigen Philosophen macht, dämpft das Dichterfeuer zur Mittelmäßigkeit: zu lebhafte Einbildungskraft verwirrt den festen Blick des Geschäftsmannes. Es giebt also kein Universalgenie, weil Niemand widerstreitende Eigenschaften in einem hohen Grade vereinigen kann. Cicero blieb, seiner Ansprüche und seiner Bekanntschaft mit der Philosophie der Griechen ungeachtet, auch in seinen spätern

---

beim Künstler, die Einbildung, welche durch sinnreiche Combinationen dem beurtheilenden Verstande vorarbeitet. Würde man ohne sie auf die aus dem formellen Unterschiede der Urtheile hergeleiteten Denkformen, auf ihre Versinnlichung durch das Schematisiren, auf die Synthesis a priori gekommen seyn? Ein neues System der Philosophie ist auch ein Menschenwerk, ein Erzeugniß der Denkfertigkeit, das aus einem doppelten Gesichtspunkte beurtheilt werden kann, entweder wie fern es mit dem Werke Gottes, der Wahrheit der Dinge, den Grundgesetzen der Erkenntniß übereinkomme, oder wie fern es in sich selbst bestehe, und von Anlagen zeuge, die, recht geleitet, zur Beförderung jener Endabsicht alles Philosophirens tauglich sind. S. Kant's Anthropologie, S. 159, 1. Ausgabe.

Schriften, mehr Redner als tief denkender Kopf: Helvetius *) zeigte durch sein Gedicht über die Glückseligkeit, zum Sturz seines Lieblingssatzes, daß ein Philosoph mit dem besten Willen von der Welt nicht so leicht dichten, als Ballete tanzen lerne. Wenn man also den Antheil, welchen Genie und Fleiß an Werken der Menschen haben, nach seinem wahren Verhältniß würdigen will; so kann man nicht beim Allgemeinen stehen bleiben. Der Einfluß von beiden muß bei den verschiedenen Gegenständen von Geistesthätigkeit erwogen werden. Speculation, Geschäfte, schöne Künste und Wissenschaften sind die vorzüglichsten. In jedem dieser Fächer giebt es Vollkommenheiten, die von der natürlichen Anlage; andere, die vom Fleiße; andere, die von beiden abhängen.

Aus einzelnen und gemeinen Erkenntnissen zu allgemeinen Begriffen und Grundsätzen sich erheben, aus diesen durch wiederhohlte Vergleichung und Abstraction noch allgemeinere ziehen, das Zusammengesetzte in seine Bestandtheile auflösen, durch Combination von dem Allgemeinen auf das

---

*) Er behauptete die gleiche Anlage aller Menschen zu jedem Talent. Einst gerieth er auf die Grille, ein guter Tänzer zu werden, und brachte es so weit, daß er in verschiedenen Balleten mit Beifall tanzte.

Besondere fortgehen, und die abstracte Wahrheit fruchtbar machen — dieses ist der Wirkungskreis der Speculation. Das wahre speculative Genie ist so selten, vielleicht noch seltener, als das dichterische, und muß es nach der Einrichtung der Dinge seyn. Da das menschliche Geschlecht, um eines erträglichen Zustandes zu geniessen, unendlich mehr arbeitende Hände, als denkende Köpfe braucht; so kann nichts leichter überzählig werden, als der Philosophenstand. Daß er es in der That nicht werde, dafür hat die Natur gesorgt. Wie wenig philosophische Originalköpfe zählte Griechenland in dem langen Flor seiner Wissenschaften! so wenig, daß jeder ein Nachbeterheer mitschleppte. Wie viele Jahrhunderte verstrichen, ehe der speculative Geist des Pythagoras und Aristoteles in Bacon und Locke wieder auflebte! Von jenen großen Strömen, die das Feld der menschlichen Erkenntniß auf Jahrhunderte befruchteten, ist die Rede, nicht von mühselig abgeleiteten Bächen, von lichten Köpfen, die mit der Posaune verkünden, was das tiefsinnige Genie, von dem Haufen nicht verstanden, in seiner Einsamkeit dachte. Der Letztern giebt es viel, muß es viel geben.

Welches sind aber die Kennzeichen des speculativen Kopfs? Sie fliessen aus dem bereits festge-

festen Vorwurfe seiner Thätigkeit. Erfahrungen und Beobachtungen, mit Genauigkeit angestellt, mit Schärfe geprüft, mit Tiefsinn gesondert, mit richtigem Blicke zusammengefaßt, sind die Stufen vom Besondern zum Allgemeinen. Dieser einmal mächtig, steigt man leicht vom Allgemeinen zum Besondern hinab. Alles dieses erfordert aber geschärftes Aufmerken auf alles, was in und um uns vorgeht, genaue, nicht bloß auf die auffallendsten, sondern verstecktern und feinern Beschaffenheiten und Verhältnisse gerichtete Betrachtung, stäte Vergleichung der gesammelten Thatsachen und Begriffe. Und doch darf nur eine starke Leidenschaft, oder eine zu lebhafte Einbildung sich ins Spiel mischen, um die Frucht aller dieser Bemühungen zu vernichten. Hieraus lassen sich zwei Merkmale des philosophischen Kopfs ziehen, wovon das eine in seinen positiven, das andere in seinen negativen Bestimmungen gegründet ist. Diese sind entschiedener Hang zum Nachdenken auf einer, und auf der andern Seite gemäßigte Leidenschaften und bescheidene Einbildungskraft. Lindor, den ich bei früher Vertraulichkeit näher zu beobachten Gelegenheit hatte, gehörte unter jene seltenen Erscheinungen. Fast noch Knabe zog er das Vergnügen des stillen Denkens den lärmenden Ergötzungen der Jugend

vor. Jeder wechselnde Auftritt, den er durchlebte, bereicherte seinen forschenden Geist, weil die Wahrheit, die er dabei entdecken konnte, ihm wichtiger war, als das Angenehme oder Unangenehme seines eigenen Zustandes. Gleichgültig trug er die Beleidigung des Bösewichts und die Ungereimtheit des Thoren, wenn er nur dabei Menschenhandlungen und Charaktere mit ihren Ursachen und Folgen studieren konnte. Er fühlte Leidenschaften als Mensch, immer heftig genug, um Thorheiten zu begehen, nie in dem Uebermaase, welches das Bewußtseyn der innern Regungen, und die Beobachtung seiner selbst ganz ausschließt; nicht ohne Empfindung für das Schöne, hielt er sich gleichwohl mehr an große und hervorstechende Züge, die Analyse vertragen, und Aussichten in neue Wahrheiten öffnen. Feinere Schönheiten, Minutien des Geschmacks entschlüpften ihm. Kein Wunder, daß Leute, welche ihr Hauptverdienst daraus machen, seinen Geschmack für grob, und oft für eigensinnig ansahen. Er war nachlässig für seine Person und sein Glück; aber eben der Mensch, der kaum die Hand bewegt haben würde, um sich ein glänzendes Loos zu verschaffen, scheuete weder Arbeit noch Ermüdung, wenn es darauf ankam, eine neue Wahrheit auszufinden, oder von einer ge-

fundenen sich zu überzeugen; da konnte er Tage und Nächte lang darüber brüten, vergessen Schlaf, Nahrung und Vergnügen, und sein Daseyn in einen Vernunftschluß zusammen ziehen.

Vergebens würde aber die Natur ihm und jedem seines Gleichen diese Anlage verliehen haben, wenn nicht Fleiß ihr Werk vollendet hätte. Beobachtung, Urtheil, Schluß können nicht ohne Gefahr des Irrthums der Leitung des Zufalls übergeben werden. Die Vernunftlehre muß sie berichtigen: fortgesetzte Beschäftigung zur Fertigkeit erheben. Uebung der Naturfähigkeiten und Berichtigung der Methode durch Regeln ist also das erste Studium des Philosophen.

Die menschliche Natur in allen ihren Verhältnissen ist der würdigste Gegenstand philosophischer Forschung. Die Data dazu geben die Menschen um uns und vor uns: jene müssen die Aufmerksamkeit des Philosophen ununterbrochen beschäftigen: diese schildert ihm die Geschichte. Also Beobachtung des Menschen in den gegenwärtigen Scenen des Lebens und in der Geschichte, das zweite Studium des Philosophen.

Der Gegenstände der Untersuchung sind zu viel, das Leben zu kurz, um alles durch eignes Denken aufzufinden: ihre Verbindung zu innig,

um, ohne Kenntniß des Ganzen, ein erträgliches Stückwerk heraus zu bringen. Sinnlichkeit, Zerstreuung, Gepränge, die durch große Beispiele und Gewohnheit über uns herrschen, vertragen sich nicht mit der anhaltenden Spannung des lebenslänglichen Selbstdenkens. Wo wäre der Demosthenes unter uns, der sich das Haar abschnitte, um sich freiwillig zum monatlangen Nachdenken zu verurtheilen? die Platonen, die Aristotelesse, die das ganze Feld der Erkenntniß mit eigener Arbeit mäßen? und doch beweist das Beispiel dieser ausserordentlichen Köpfe, daß bei allen Geistesgaben und allem Streben nach Wahrheit, Meinen das Loos der Menschen ist. Sie scheinen uns nur dadurch zu nutzen, daß sie vor uns geirrt haben. Denn die Wahrheit, wie ihre Schwester, die Tugend, liegt zwischen zwei Extremen in der Mitte. Von beiden aus werden meist alle Zwischengrade durchwandelt, bis man auf sie trifft. Wo ist also der stolze Denker, der fremde Hülfe von sich weist, der nicht durch die Arbeit Anderer erleichtert, durch ihre Einsichten gebessert, durch ihre Irrthümer belehrt seyn will? daß er nicht höre und lese, wie der Schulknabe, versteht sich: sondern mit eigenem Urtheil, ohne den Verstand gefangen zu nehmen unter dem Joch der Gelehrsamkeit? Unterredung

und Lesen mit Prüfung also das dritte Studium des Philosophen.

Speculation und Geschäfte stehen nicht so schlecht zusammen, als man glaubt. Krieg, Rechtspflege und Finanzen von Rom befanden sich nicht übel, da Antonin auf dem Thron philosophirte: und wer weiß nicht, daß Franklin, in philosophischer Forschung und politischer Thätigkeit gleich groß und glücklich, den Blitz von den Häusern, wie die Unterdrückung von dem Nacken seiner Mitbürger gewandt habe? Nicht nur Staatskunst, sondern auch Rechtswissenschaft, Arzneikunde, und andere praktische Wissenschaften bauen auf Philosophie, entlehnen von ihr Grundsätze und Fertigkeiten. Ausser dem philosophischen Genie aber, welches sich dabei auf mancherlei Art hervorthut, äussert sich der praktische Geist theils in dem richtigen Auffassen und Zusammenstellen der wichtigern Umstände eines jeden Factums, theils in der schnellen Anwendung der Grundsätze. Der richtige Blick, der auf einmal einen verwickelten Fall übersieht, in das Innere der Begebenheiten, ihre Ursachen, Folgen dringt, ist keine alltägliche Gabe. Großen theoretischen Köpfen begegnen oft aus Mangel daran handgreifliche Ungereimtheiten. In einem vorzüglichen Grade verliehen, ist er ein unbezweifelter Aufruf

der Natur zu hoher und ausgebreiteter Geschäftigkeit. Hierzu gehört noch bei Geschäften, die zum Theil auf Wissenschaft beruhen, Zusammenfassen der auf die vorliegenden Fälle sich beziehenden Grundsätze, und instinctartiges Urtheil. Schätzbare Denkmäler dieses praktisch-wissenschaftlichen Geistes findet man in den Bruchstücken der römischen Rechtsgelehrten. Ohngeachtet ihrer oft eigensinnigen Grundsätze, welche Richtigkeit in Auffassung der erheblichen Umstände! wie viel Grundsätze, die oft in einem Falle zusammen und durch einander laufen! mit welchem Scharfsinn gesondert! mit wie viel Einsicht angewandt! Leute, die an Werken der Menschen, ohne Rücksicht auf den Nutzen, welchen sie schaffen mögen, den Aufwand an Geisteskraft zu schätzen wissen, werden jene Vorzüge auch an einigen Casuisten nicht verkennen. Geschwindigkeit der Combination, Scharfsinn in Entdeckung der Verschiedenheit ähnlicher, Witz in Entdeckung der Aehnlichkeit verschiedener Fälle, schnelle und richtige Beurtheilungskraft, hierauf beruhen jene zwei Hauptmerkmale des praktischen Kopfs. Vollkommenheiten, die von der natürlichen Anlage abhängen, aber nur durch Fleiß und Uebung zur Reife der Fertigkeit gedeihen.

Vortrefflichkeit in den schönen Künsten und

Wissenschaften ist das Erbe des Genie's: der hartnäckige Fleiß, der sonst Alles unter seine Herrschaft zwingt, erobert es nicht. Fülle und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft zum Erfinden und Ausmalen, feineres Gefühl, höherer Schwung der Gesinnungen, richtige, scharfe Beurtheilung, die sich in der Wahl des Stoffes, in der Schicklichkeit der Theile, in der zweckmäßigen Anordnung des Ganzen äussert, sind wesentliche artistische Vollkommenheiten, welche das Studium stärken, aber nicht ersetzen kann. Die Wärme der Imagination, welche allen Theilen eines gedichteten Ganzen Haltung, Ton und Miene der Wahrheit giebt, den Zuschauer oder Leser täuscht, hinreißt, entzückt, läßt sich nicht durch Kohlenfeuer erzwingen. Wie sollte das dauern, wenn selbst die angebohrne Glut Homers und Miltons zuweilen verlischt? Genie, von der Kunst verlassen, gleicht einer schönen Gestalt, die ein aufmerksamer Betrachter auch in einem widersinnigen Aufputze nicht verkennt. Die Kunst, welche sich wider das Verbot der Natur in das Gebiet des Schönen wagt, will jenen Abgang durch Zierrathen vergüten: stellt sich auf die Zehen, um groß, grinzt, um angenehm zu scheinen; schäumt und tobt jenseits der Leidenschaft, und verfehlt immer den Ausdruck der Wahrheit, den

das Genie ungesucht findet. Die Geschichte des deutschen Geschmacks wimmelt von Beispielen. Welches ängstliche Ringen nach Originalität in Formen und Aussenwerk! Wie Viele haben ihr Gesicht verzerrt, weil sie aussahen, wie andere Leute! Wie Viele die Sprache geradbrecht, weil sie Alletagsgedanken neu sagen wollten! Nicht so die Ersten, welche den Deutschen den Tempel des Geschmacks öffneten, Haller, Klopstock, Wieland, Geßner, die, selbst wenn sie nachzuahmen scheinen, unendlich viel Originales haben. Doch die Unentbehrlichkeit des Genie's bei den schönen Künsten und Wissenschaften hat noch Niemand in Zweifel gezogen. Das entgegengesetzte Vorurtheil von der Entbehrlichkeit des Fleißes hat weit mehr Schaden gestiftet. Zu eitel, um uns nicht der besondern Vorliebe der Natur zu schmeicheln, zu bequem, um nicht gern der Arbeit überhoben zu seyn, geben wir leicht einem Irrthume Raum, bei welchem zugleich Stolz und Trägheit ihre Rechnung finden. Flüchtigkeit in Beurtheilung ähnlich scheinender Dinge hat übrigens diesen, wie viele andere, erzeugt. Man hat den Fleiß, der das Genie erstickt, von dem Fleiße nicht unterschieden, der es nährt. Der weitschichtige Erwerb des erstern ist eine Last, welche das Genie in seinem Fluge zurückzieht. Man ver-

wirrt das allzugroße Anlehen endlich mit seinem Vermögen, braucht es als Eigenthum, praßt damit und verarmt. Wie viel höher würde Tasso's göttlicher Geist aufgestrebt haben, wenn ihn nicht Bücherweisheit erdrückt hätte! Auch Pope würde vielleicht größer seyn, wenn er neben Homer und Horaz die Natur, ihre Lehrerin, mit lebendigerm Anschauen hätte studieren wollen. Gleichwohl wird ohne Studium weder Künstler, noch Kunstwerk vollkommen.

Man mag die Seelenkräfte, welche die Kunst heischt, die Gegenstände, oder die Art ihrer Darstellung betrachten; so muß man gestehen, daß durch Fleiß jene geschärft, diese wahrgenommen und vervollkommnet werden. Die Einbildungskraft ist das eigenthümliche Organ der schönen Künste, die Quelle, aus welcher die Dichtung ihre Wunderwelt hervor zaubert. Lebhaftigkeit, Reichthum und Regelmäßigkeit derselben machen den großen Künstler.

Lebhafte Einbildungskraft ist zwar ein Geschenk der Natur, es kann aber durch die Aufmerksamkeit auf die äussern Erscheinungen ansehnlich vermehrt werden. Die flüchtigen Eindrücke einer vorüber eilenden Natur verlöschen bald in der Seele, wenn nicht aufmerksame Betrachtung sie befestigt. Was man genau gesehen hat, wird leicht nach dem Leben geschildert.

Der Reichthum der Einbildungskraft bestehet in dem Ueberfluß der von ihr bewahrten Bilder. Eingeschränkt auf das Stück Welt, was ein Jeder von uns sieht, würde dieser Reichthum sehr mittelmäßig seyn, wenn er nicht durch Ueberlieferung, Lecture und Wissenschaften erweitert würde. Man wende nicht ein, daß eben diese erborgte Pracht die Originalzüge des Genie's verdunkle. Das Originale liegt nicht so sehr in den Gegenständen, als in der Verbindung, Zusammenstellung und Wendung, die sie in ein schönes Ganzes vereinigt. Die Materialien, woraus ein Gedicht oder Gemälde wird, gehören der ganzen Welt; nur der Künstler weiß sie zusammen zu ordnen. Der Reichthum der ihn umgebenden Natur, die ihm die Materialien zuführt, hat seine Gränzen: der Reichthum des Genie's, das dieselben tausendfach trennt und verbindet, ist unerschöpflich.

Lebhaftigkeit der Einbildungskraft erzeugt Stärke; Reichthum, Mannichfaltigkeit der Composition: aber nur aus ihrer Regelmäßigkeit quillt das Schöne. Diese regelmäßige Einbildungskraft, die in der Anordnung der Theile immer durch die genauesten und gefälligsten Verhältnisse fortschreitet, ist die Frucht eines richtigen Geschmacks, der, wenn mir ein platonischer Ausdruck erlaubt

ist, auf dem Wagen der Imagination den Zügel führen muß. Dieses feine Gefühl muß innig mit jedem Gedanken des Künstlers zusammenschmelzen, muß zur Leidenschaft werden, der er selbst glänzende Stellen und die Bewunderung der zahlreichen Halbkenner aufopfert. Nie darf er dem Schimmer des falschen Erhabenen oder Sinnreichen trauen, wenn ihn diese Stimme warnt. Dieses Spinnengefühl für das Schöne erwirbt Niemand, der nicht dazu organisirt ist: aber zum Theil erworben muß es werden: Regeln müssen es berichtigen, emsiges Studium der Kunstwerke schärfen. Das Rauhe und Steife, was in sonst trefflichen Meisterstücken früherer Künstler und Dichter auffällt, rührt bloß von dem Mangel an Mustern her, deren Fehler sie empfinden und bessern konnten. Das Schöne in der Kunst, wie das Anständige in den Sitten, wird durch Erfahrung und Uebung vollendet. In beiden muß das Eckigte und Harte durch öftern Umgang mit Menschen und Kunstwerken abgeschliffen und gemildert werden.

Je weiter die Kunst sich von ihrem Ursprung entfernet, desto nöthiger wird dem Künstler richtiger Geschmack: einmal, weil er für ein delicateres Publicum arbeitet; dann, weil der großen Gegenstände, die auch bei einer harten Composition

einnehmen, immer weniger werden. Ich stelle mir die Kunst bei ihrer Entstehung als einen weiten öden Landstrich vor. Die ersten Künstler wählten sich zum Anbau große fruchtbare Strecken, wo Gebirge, Ebenen, Thäler und Wälder anmuthig abwechselten. Diese konnten durch ihre natürliche Mannichfaltigkeit bei mäßigem Schmuck das Auge entzücken. Schmale, dürre, einförmige Striche überliessen sie uns. Da brauchts freilich hier und da geschnittene Gänge, künstliche Grotten, Berge, Haine, Tempel, Grabmäler, Cascaden, kluge Benutzung eines kleinen Raums, um den Reiz der Mannichfaltigkeit zu erhalten. Für die großen herzerhebenden Aussichten muß wenigstens niedliche Einrichtung entschädigen.

Die ganze Natur ist der Gegenstand der schönen Künste. Diese in allen ihren Theilen, Formen, Umrissen, Schattirungen und Veränderungen ist auch das Erste, was der Künstler studieren soll. Alle übrigen Studien sind Nebenstudien: schaden über einen gewissen Punkt getrieben dem Hauptzweck: in jenem hat noch Niemand zu viel gethan. Aber aus der ganzen Natur ist für den Menschen der wichtigste Gegenstand — der Mensch. Das Andere kann die Sinne belustigen, die Einbildung unterhalten:

kann gesucht, kann geflohen werden: aber Liebe und Haß gehören nur dem Menschen; nur er wirkt aufs Herz, und aufs Herz wirken ist der Triumph der Kunst. Welcher andere Vorwurf flößte das Mitleid der unterdrückten Tugend, den Unwillen des siegenden Lasters, das tief erschütternde Schrecken des unverschuldeten Unglücks ein? Wann wir vor der Bühne in Wehmuth zerfliessen, die Tonkunst jede Leidenschaft, jedes Gefühl nach Willkühr aufregt; wann wir in erhabenem Staunen vor dem Meisterstücke eines Raphaels oder Correggio's unser selbst vergessen: ists immer der Mensch, seine Handlungen, Empfindungen, Charakter, was jene überschwängliche Rührung in uns hervorbringt. Aber alles dieses mit Richtigkeit zu zeichnen, mit Stärke anzudeuten, ist nicht das Werk einer zufälligen, sondern von langem und tiefem Studium erweckten und genährten Begeisterung. Nicht auf einmal, auch nicht in kalten Büchern, sondern im lebendigen Anschauen der Natur, in der Wärme der Empfindung, bei wirklichen Auftritten und Situationen kann diese eigentliche Künstlerphilosophie erlernt werden. Sie besteht in scharf beobachteten, tief in die Seele geprägten Gefühlen und Menschenbildern, welche die Einbildung zur Verarbeitung darreicht. Hierdurch

herrschen Homer und Shakespear über alle Herzen. Diejenigen, welche metaphysische Spitzfindigkeiten an ihre Stelle setzen wollten, haben jederzeit den Weg dazu verfehlt. Ganz was Anderes ist es, die Gemüthsbewegungen zergliedern, als sie in Leben und Handlungen darstellen. Das Eine gehört für den Philosophen, das Andere für den Künstler. Hätte mich die Natur zum Dichter bestimmt, so würde ich mir das ruhige Wallen auf der Mittelstraße des Lebens nicht wünschen. O du, würde ich sagen, der du die Schicksale der Menschen lenkst, laß mich jeden mannichfaltigen Auftritt des Lebens sehen! Laß mich den Freudenbecher, aber auch den Kelch der Leiden bis auf die Hefen leeren! Schmerz, der die Empfindlichkeit aufweckt, und jede höhere Freude, worin sich der Mensch vergöttert, werde mir zu Theil. Bald schrecke mich das Ungewitter in verlassener Wildniß; bald erquicke mich wieder der heitere Anblick einer wonnevollen Landschaft. Laß mich den Triumph des Ruhms, den Druck der Erniedrigung, das Frohlocken des Gelingens, die Niedergeschlagenheit betrogener Hoffnung, die Bitterkeit der Verfolgung, das Nagen des Mangels, die Angst am Rande des Grabes, wie die Süßigkeit der Freundschaft, das Behagen des

Ueberflusses, und das Kraftgefühl der Gesundheit erfahren. Aber dann, ehe noch das Alter mich ergreift, und die Flamme des Gefühls auslöscht, gönne mir einige Jahre sorgenfreier Muse, wo ich das, was ich empfand und sah, aufschreiben und in einer Iliade, oder einem König Lear und Othello aufstellen kann.

Die schönen Künste haben zwei Theile, die Gedanken und den Ausdruck. Jene sind die Seele, dieser der Körper, der sie versinnlicht. Ein wichtiger Theil des Ausdrucks heißt das Mechanische, und diese Benennung zeigt an, daß seine Vollkommenheit mehr auf Fleiß und erworbener Fertigkeit, als dem Genie beruhe. Das Mechanische ist ein sehr wesentlicher Theil der Kunst, die ohne dasselbe gar nicht existiren würde. Seine Wirkung in den bildenden Künsten, und die besondere Sorgfalt, welche die Bildner darauf wenden, ist bekannt. In den Künsten der Rede ist seine Wirkung nicht geringer, sie wird aber zuweilen für geringfügig angesehen, weil sie nur im Ganzen, und nicht in den unmerklichen Theilchen, woraus sie entsteht, empfunden wird. Daher kommt es, daß man sie mehr vermißt, wo sie nicht ist, als dort, wo sie ist, bewundert. Gleichwohl würden ohne diese Vollkommenheit die reichste Einbildungskraft und die sinnreichste

Erfindung unnütz seyn. Vergebens stünde das schöne Ideal in der Seele, wenn sie es nicht durch den Ausdruck verkörpern könnte. Welcher Reichthum, welche Geschmeidigkeit der Sprache, welches feine Gefühl für die Harmonie wird aber vorausgesetzt bei dieser Mannichfaltigkeit von Gegenständen, wovon jeder auf seine eigenthümliche Art bezeichnet werden soll, und wo ein halber Ton zu hoch oder zu tief den Einlaut des Ganzen störet! Ich verbreite mich weder über die Eigenschaften des Mechanischen, noch über die Mittel, wie man dasselbe erlernen müsse. Genug, daß der Erfolg des edleren Theils der Kunst von demselben abhängt, daß Vollkommenheit hierin fast ganz das Werk des Fleißes ist, und daß der Künstler nicht nur durch Studium und Vorübungen sich dieselbe eigen machen, sondern auch in jedem einzelnen Werke durch unermüdete Sorgfalt und Feile erringen muß.

Hieraus folgt, daß, wie nichts Vortreffliches ohne Genie, nichts Fehlerloses ohne Fleiß wird. Die Natur entwirft den Philosophen, den Geschäftsmann, den Dichter; Erfahrung, Uebung, Studium müssen ihn vollenden. Die Natur, die große Talente nicht verschwendet, ist mit den erstaunlichen weit sparsamer. Wenn vielleicht diese in wilder Schönheit heranwachsen,

so können jene die Beihülfe der Gelehrsamkeit nicht entbehren: einer ausgesuchten, wohl verdauten und geordneten, nicht einer schwerfälligen schwelgerischen Gelehrsamkeit, welche die Eigenheit des Geistes und das Gefühl eigener Kraft unterdrückt. Das Genie, gleich einem fetten Boden, lohnt auch einer geringen Cultur; aber mit Fleiß gebaut, trägt es hundertfältige Frucht. Diesen Anbau zu veranlassen, zu befördern, steht den Erziehern, den Reichen, den Großen zu. Dieses ist das große Verdienst, was sie sich deßfalls um die Menschen machen können. Hervorbringen können sie keins. Denn Genie und Tugend, seltener als Gewalt und Reichthum, können weder durch Machtsprüche erzwungen, noch durch Freigebigkeit hervorgetrieben werden.

Es ergeben sich hieraus zwei für die Verstandescultur äusserst wichtige Lehren, von welchen sowohl die Unterweisung als die eignen Bemühungen eines Jeden um sich selbst ausgehen müssen.

I. Wenn zu jeder Art von Gegenständen, die der Geist bearbeiten soll, eine natürliche Anlage erfordert wird: so muß es die erste Angelegenheit des Erziehers seyn, dieselbe bei seinen Zöglingen; die erste Angelegenheit jedes, der sich Künsten und Wissenschaften widmen will, sie bei sich selbst zu erforschen. Diese Erkenntniß muß die Wahl

des Faches, der vorzüglichen Beschäftigung, wozu ein Jeder sich selbst bestimmt, oder von seinen Führern hingelenkt wird, entscheiden. Fehler, die hierin aus kurzsichtigem Eigennutz, übel angebrachter Liebe, Uebereilung oder Oberflächlichkeit begangen werden, sind selten wieder gut zu machen. Daher die verunglückten Künstler, die nachbetenden Sectenphilosophen, die unfähigen Geschäftsmänner; daher die Menge der so gar mittelmäßigen, der unzufriedenen, der Zeit und Kräfte im Herumspringen von einem Fache zum andern versplitternden Menschen. Freilich ist Unkunde der Naturanlage nicht allein an fehlerhafter Wahl des Standes Schuld: so lange Convenienz, Anständigkeit, und andere Nebenrücksichten darauf so sehr einfliessen, und dem Zwerge der Bogen des Ulysses zu spannen gegeben, der Riesengeist an die kindische Arbeit des Zwerges gefesselt wird; kann es nie dahin kommen, daß Jeder in der Welt an der rechten Stelle stehe. Der kreischenden Mißtöne in dem Concert der menschlichen Kräfte würde es aber doch weit weniger geben, wenn diejenigen, denen die Umstände keinen Zwang in dieser Rücksicht auflegen, die erste Lehre des delphischen Gottes nur nicht aus den Augen setzten.

Wie kann aber die Anlage sich entdecken? Da-

durch, daß sie vor dem beobachtenden Auge sich entwickelt. Zur Entwickelung sind zwei Dinge erforderlich: Gelegenheit, um einen Stoff herbeizuschaffen, an dem sie geschehe, und Anregung einer Triebfeder, um die verborgene Kraft zu erwecken. Beides erhalten wir theils vom Zufall, auf den sich nicht rechnen, der sich nicht vorschreiben läßt, theils von der Erziehung, die mit Absicht und nach Regeln verfahren kann. Der Erzieher hat nun in diesem Betreff zwei Stücke zu besorgen, erstens die Entwickelung zu veranlassen, zweitens ihr aufmerksam zu folgen, und die sich äussernden Anlagen zu beobachten. Der erste Zweck wird erreicht, theils durch eine den Stufen des Alters angemessene Mannichfaltigkeit der Gegenstände, theils durch eine solche Behandlung derselben von Seiten der Lehrer, welche die Entwickelung der Geistesanlagen begünstigt, theils durch die zur Erweckung derselben angebrachten Antriebe.

Die Unterweisung kann in ihren Gegenständen zu beschränkt seyn, für die Mannichfaltigkeit der Anlagen zu wenig Stoff enthalten. Ein großer Theil Lehrlinge bleibt zurück, weil er an der Unterweisung zu wenig Theil nimmt, weil es an Gegenständen fehlt, die seinen Anlagen entsprechen, und mit denen vergesellschaftet auch die

andern ein untergeordnetes Interesse gewinnen würden; oder scheint zurückzubleiben, weil er ausser der Unterweisung, ohne Leitung, Regel und Aufsicht in einem, seiner Neigung mehr homogenen Kreise von Sachen und Ideen genialisch herumschwärmt. Dieses war vielleicht der Fehler unsrer ältern, auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Religions- und Sprachunterricht eingeschränkten Lehranstalten für das frühere Alter. Der Schade, welcher daraus erwuchs, war nicht immer unwiederbringlich. Denn Mancher fand doch in den spätern Studien Geistesnahrung und Gelegenheit zur Entwickelung, obgleich die Lücken dabei immer noch bemerklich blieben. Nur wunderten sich dann die Schulmänner, wie so viel aus demjenigen geworden war, der sich kein Talent hatte anmerken lassen. Die Unterweisung kann auch nach Verhältniß des Alters zu vielfach seyn, und durch die Menge der Gegenstände den Geist erdrücken. Selbst der fähigere Kopf, zumal ehe er Fertigkeit erworben hat, kann sie nicht fassen, er unterliegt der Last, und, was die Anlagen entwickeln sollte, beschäftigt nur das mechanische Vehikel der Kenntnisse. Dieses ist der Fehler vieler unsrer sogenannten verbesserten, zu früh auf das Vielwissen ausgehenden Anstalten. Man hatte an den frühern getadelt, daß sie zu

sehr über Worten klaubten; man verlangte Realien, man führte aber deren so viel ein, und behandelte sie so verkehrt, daß die Realien selbst sich in Wortkram und Gedächtnißwerk verwandelten. Auf diesem Wege wird die Entwickelung nicht weniger verzögert als auf dem andern. Der Lehrling muß erst durch diesen Wust von Sachen sich durcharbeiten, und zu sich selbst kommen, um zu unterscheiden, was für ihn gemacht ist, und sich beschränken lernen, um, statt eines oberflächlichen Polyhistors, ein geschickter Mann zu werden.

Der schlimmste Fehler aber ist derjenige, der in der Wahl, Vertheilung und Behandlung der Gegenstände begangen wird. Das Erkennen des Menschen fängt vom Anschaulichen an, schreitet fort durch Begriffe und Regeln, und sucht durch Grundsätze und Schlüsse sich zu vollenden. Richtige, scharfe Auffassung und Anordnung des Anschaulichen für das erste, Regel der Sprache, der Schreibart, Begriffe der Natur und des Zusammenhanges der Begebenheiten für das zweite, Versuche des rationellen Wissens für das dritte unterrichtsbedürftige Alter sind also die Stufen, durch welche eine die Geistesentwickelung beziehende Unterweisung überhaupt aufsteigen muß. Wenn die erste übersprungen, wenigstens des

Discursiven dort schon zu viel eingemischt wird; so muß die daher entstehende Lücke auf der zweiten wohl empfunden werden. Statt das Mangelnde hier nachzuhohlen, wird auch diese halb übersprungen; an die Stelle guter Muster und durch Uebung wohlgefaßter Regeln werden Grundsätze und Schlüsse gesetzt, und so die dritte anticipiret, aber nicht vorbereitet. Denn nun fehlt es an klaren, begränzten Begriffen, an denen das höhere Denken fortgehen und sich verständlich machen, an Anschauungen, durch welche es sich begründen, und den Weg zur Anwendung finden könnte. Auf diese Art würde selbst bei dem naturgemäßen Gange der Unterricht in der Philosophie wenig zur Entwickelung beitragen. Was wird daraus werden, wenn auf dieser Stufe der Schüler nur eine Philosophie, nicht philosophiren lernt, wenn er Anfangs schon auf eine schwindelnde Höhe geführet wird, wo ihm Hören und Sehen vergeht, wenn die Fragen, die nur der längst Eingeweihte im innern Heiligthum recht faßt, im Vorhofe den Anfänger beschäftigen, und nicht einmal Deutlichkeit der Darstellung, Faßlichkeit des Vortrages, nur Neuheit des Ausdruckes, Kühnheit der Formeln vom Lehrer gesucht werden? Nichts ist vielleicht hiermit zu vergleichen, als die gewöhnliche Art, der zarten

Kindheit die ersten dämmernden Begriffe von demjenigen, was, an den Faden schicklicher Analogieen geknüpft, in jedem Alter das Herz bilden kann, unter der undurchdringlichen Kruste metaphysischer Kunstwörter beizubringen, so daß auch dabei Alles nur zum Gedächtniß geht, und der Verstand bei Zeiten zum Stillstehen gebracht wird.

Nur diejenige Behandlung des Lehrstoffes, welche die Thätigkeit reizt und die Kräfte in's Spiel setzt, befördert die Entwickelung. Es kommt dabei nicht so sehr auf Unterricht als auf Uebung an. Je mehr der Schüler sich leidend verhält, und auf mechanisches Nachsagen und Nachmachen eingeschränkt ist; desto weniger entwickelt er sich. Dieser Hauptfehler der Lehrart entspringt am meisten aus der oben gerügten Anhäufung und verkehrten Anordnung der Gegenstände. Die gründliche Unterweisung erfordert Zeit und Faßlichkeit. Die mechanische kürzt Alles ab, und begnügt sich nur halb verstanden zu werden, oder auch nur, es zu scheinen. Da sie zugleich die bequemste ist, und den Vortheil hat, mit der wenigsten Anstrengung den scheinbar größten Erfolg hervorzubringen; so darf man sich nicht wundern, wenn sie aller bessern Einsichten ohngeachtet in der ausübenden Didaktik die

Oberhand hat, und hundert mal vertrieben sich immer wieder einschleichet.

Die Antriebe richten sich nach der Verschiedenheit der Gemüthsarten. Dem Einen ist die wohlgeleitete Wißbegier eine hinreichende Triebfeder; bei dem Andern muß sie durch die Ehre verstärkt werden; ein Dritter läßt sich nur durch fühlbare Belohnungen aufmuntern; und bei Manchem ist die Furcht nothwendig, um die natürliche Trägheit oder den eingerissenen Eigenwillen vorerst zu überwältigen. Es giebt liebende, gelehrige Kinder, einnehmende Lehrer, die beinahe ohne alles dieses zum Zwecke kommen. Gleichwohl nimmt man so gern ausschliessende Maximen an, mehr nach seiner eignen, als nach der Gemüthsart der Zöglinge, und will entweder Alles von der Furcht, oder Alles von der Liebe erhalten; Einige wissen von nichts als von Ehrgefühl und Erweckung der Nacheiferung, Andere verbannen diese Triebfedern, die sich aus der menschlichen Natur nicht ausrotten lassen, als gefährlich aus der Schule, und rechnen allein auf den innern Reiz des Wissens, obgleich um diesen Preis selbst Männer selten in der Anstrengung ausharren. Werden solche einseitige Maximen auf Naturelle angewandt, für die sie nicht passen, so wird die Entwickelung dadurch nur gehemmt, und kann

nicht leicht erfolgen, bis dieser unnatürliche Zustand aufhört, und der Mensch sich selbst und dem Einflusse der unwillkührlichen Ursachen, der gar viele Versehen gut machen muß, wiedergegeben wird. Wird auch in keinem dieser Punkte gefehlt, so bleibt noch immer die große Schwierigkeit, die Aeusserungen der natürlichen Anlage recht aufzufassen, und aus den Beobachtungen richtig zu schliessen. Nicht nur kommen hierbei alle die Ursachen vor, welche den Blick des Beobachters trüben und verfälschen, Stolz, Selbstsucht, Eingenommenheit. Die Aeltern wollen sich an ihren Kindern Mängel nicht gestehen, die ihrer Eitelkeit wehe thun, sie sehen so gern an ihnen die Vorzüge, welche die entworfenen Familienplane begünstigen, und die Lehrer sind aus mancherlei Ursachen für und wider gewisse Subjecte partheiisch gestimmt. Es ist auch, besonders unter diesen Umständen schwer, die ursprüngliche Treibkraft von der künstlichen Erhitzung, Fleiß von Talent zu unterscheiden, und man verwechselt leicht die vorübergehende Erscheinung der Nachahmung, der Nacheiferung, der gefälligen und biegsamen Gelehrigkeit mit dem reinen und dauernden Rufe der Natur.

Im Ganzen genommen wirkt von den meisten dieser Seiten die öffentliche besser und kräftiger,

als die Privaterziehung; Gesellschaft versüßet jede Art von Mühseligkeit, und würzt jeden Genuß, selbst den thierischen mit Theilnehmung; so liegt im Zusammenlernen schon eine große Aufmunterung wohl zu lernen. Hier wirkt das ganze Institut auf den Einzelnen, nicht allein dasjenige, was für ihn und an ihm, sondern auch was für einen Jeden und an einem Jeden geschieht. Es thut viel, Einige vor sich, Andere hinter sich zu sehen, und mit Manchem auf gleicher Linie zu laufen, aus welcher man mit Ehren vorrücken, aber nicht ohne Beschämung zurückweichen kann. Das Lob, welches der Fleißige erhält, die Verweise, selbst die Strafen, welche den Unfleißigen treffen, sind für die Uebrigen nicht verlohren. So ist eine gute Schule ein organisches Ganzes, in welchem jeder Theil auf den andern, und das Haupt auf alle einfließt. Alles dieses fehlt bei der Privatunterweisung. Dahingegen hat diese, da sie nur mit Einem oder Wenigen sich beschäftigt, den Vortheil, für diese die Schwierigkeiten besser zu ebenen, den Gang der Entwickelung genauer zu beobachten, und die Naturanlage bestimmter zu fassen. Bei dem öffentlichen Unterrichte werden gewöhnlich nur auszeichnende Fähigkeit oder Unfähigkeit bemerkt, der Einzelne verliert sich zu oft im Ge-

wimmel, und es ist hier vorzüglich schwer, das Resultat der Anstrengung von der Wirkung des Talents zu unterscheiden. Etwas Vollkommenes in dieser Rücksicht läßt sich nur von einer Verbindung beider erwarten. Dieses ist in den vorigen unpädagogischen Zeiten, wo nicht besser eingesehen, doch besser beherzigt worden. Selbst der ahnenreiche Adel schickte seine Söhne unter der Aufsicht ihrer Privatlehrer in die Gymnasien, und bei den Kindern des Mittelstandes wurde der öffentliche Unterricht nach dem individuellen Bedürfniß in Privatstunden ergänzt und ausgeführet, bis man sie auf der Stufe sah, wo man sie demselben allein ohne Besorgniß überlassen konnte. Jetzt legt sich jeder Edelmann und sogar jeder Emporgekommene seine Privatanstalt an, um seine Kinder, wie es heißt, vor der Ungeschliffenheit, die sie in der öffentlichen annähmen, zu bewahren, auf die Gefahr hin, daß weit schärfere Ecken stehen bleiben, welche nur der Umgang mit Kameraden oder die Zusprache eines minder abhängigen Warners wegwetzen können. Diese Unterweisung, ohne Aufsicht, oft ohne Plan, unter dem Einflusse des väterlichen Eigensinnes und der weiblichen Launen, entblößt von den großen Mitteln der Erweckung und Nacheiferung, konnte kaum andere Früchte hervorbringen,

als wir, wenige ehrenvolle, aus einem glücklichen Zusammentreffen vortrefflicher Privatlehrer, vernünftiger Aeltern, und talentvoller Zöglinge erklärbare Ausnahmen abgerechnet, seit vierzig bis fünfzig Jahren gesehen haben. Bei dem Mittelstande haben Verfeinerung und Mode die Bedürfnisse so vermehrt, daß der größte Theil für Privatunterricht seiner Kinder nichts erübrigt, und sie so bald als möglich auf den unentgeltlichen öffentlichen einschränket, zumal, wenn doch etwas geschehen kann, die empfehlenden, angenehmen Geschicklichkeiten, Anstandes wegen, vorgehen.

II. Die Bildung der Talente erfordert Studien, selbst das Genie kann sie weder ganz entbehren, noch das Mangelhafte derselben ersetzen. Um so mehr erlischt ohne sie die Flamme, der das angebohrne Oel sparsam zufließt. Es wird also darauf ankommen, welche Aufmunterung dazu vorhanden, wie die Studien beschaffen sind, welcher Geist besonders die öffentlichen belebe.

Die Mittel der Aufmunterung liegen theils in den Händen der Erziehung, um das aufwachsende Geschlecht zum Fleiße zu reizen, theils sind es solche, welche auf die Erwachsenen wirken, und von ihnen die große und ausdauernde Anstrengung erhalten, die zum Flor der Künste,

der Wissenschaften, und der Talente aller Art erfordert wird. Diese hängen von der Verfassung, dem Geiste der Regierung und des Volkes ab. Jene sind nothwendig, um den ersten Grund zur Bildung zu legen, sie tragen zur dauerhaften Bestimmung des Geistescharakters bei, weil die Kraft des ersten Anstoßes bei Vielen auch unter nachherigen ungünstigen Umständen fortwirkt. Auf diese kommt aber doch das Meiste, und selbst der gute Erfolg der erstern an. Denn auch Knaben und Jünglinge sehen mehr auf die Zukunft hinaus, als man denkt, und werden bald inne, ob Talente und Fleiß, oder Intrigue und Gunst zum Glücke führen. Wenn in diesem Falle der Widerstreit der Erziehung mit dem herrschenden Zeitgeiste die Mittel der erstern nicht ganz lähmt; so bleiben doch die Meisten auf dem Punkte stehen, wohin sie dieselbe geführt hat, schlagen den sicherern Weg der Familienverbindungen und der Schutzbewerbung ein, da auf dem andern die Fußtapfen der Vorgänger schrecken, und lieben eine Mittelmäßigkeit, bei der man wenig Mühe hat, und an Vortheilen nichts einbüßet. Es ist also begreiflich, warum zuweilen in Zeiten, wo die Bildungsanstalten unvollkommen, die Methoden fehlerhaft sind, in allen Fächern ein Streben nach dem Bessern sichtbar wird, und Talente und Ein-

sichten sich häufig zeigen, hingegen in andern der Flor der Künste und Wissenschaften der Vollkommenheit des Unterrichtes nicht entspricht: begreiflich, wenn in den erstern der allgemeine Zeitgeist vermöge eines richtigen Gefühls dessen, was Noth ist, dem Fleiße es nicht an Belohnung fehlen läßt, und in den letztern die Maximen der Erziehung mit den Maximen der Mächtigen und dem verderbten Geiste der Gesellschaft in Widerspruch stehen.

Es wäre ein grober Mißverstand, sich einzubilden, daß hier nur von Belohnungen in Geld oder Geldeswerth die Rede sey. Darben wollen freilich auch die edelsten Menschen nicht, und erwarten, wenn sie es bedürfen, daß ihr Fleiß sie nähre. Was aber den meisten Reiz für sie hat, ist doch die Ehre, die Zeichen der öffentlichen Achtung, die sie umgeben. Allein diese Achtung setzt ein urtheilsfähiges Publicum, den Umlauf einer gewissen Masse von Einsichten, und ein Gefühl höherer Bedürfnisse voraus. Ohne dieses werden Talente vielleicht angestaunt, wie man auch wohl ein exotisches Gewächs, ein fremdes Thier anstaunet, aber nicht geschätzt, nicht bewundert. Man setze ein Land, wo der größere Theil des Adels der Jagd, dem Spiele, der Kurzweil ergeben, in Rücksicht der Künste und Wissenschaften

die Vorurtheile der Ritterzeit hegt; wo die Geschäftsmänner, nachdem sie das unentbehrliche Minimum von Kenntnissen erworben haben, der Theorieen lachen, und es für unnöthig halten, mit dem Zeitalter fortzuschreiten, und der übrige Mittelstand, häusliche Sorgen und Berufsarbeiten abgethan, in dumpfer Muse hinbrütet, oder in feiner Sinnlichkeit versinkt: in einem solchen Lande würden Talente und Kenntnisse wenig gefühlten Beifall finden, kein ermunternder Zuruf den Genius bei seinem ersten schüchternen Auffluge heben, und selbst die Bemühungen einer liberalen Regierung würden nur langsam, nur so fern wohlthätig wirken, als sie anhaltend genug wären, um einen Umschwung der allgemeinen Denkart hervorzubringen. Was würde daraus werden, wenn Männer von Ansehen und Einfluß, geschreckt durch den Mißbrauch oder zu ängstlich besorgt für das Gute, das eben so sehr durch Rohigkeit als durch eine falsch gerichtete Aufklärung leiden kann, sich ein übel verstandenes Interesse schüfen, der Vermehrung der Einsichten entgegenzuarbeiten, jeden emporstrebenden Geist als einen gefährlichen zu schildern, wenn entschiedene Finsterlinge mit weit ärgern Absichten sich zu ihnen gesellten, und, verstärkt durch den rohen verführten Haufen, der stets be-

reit ist Kreuzige ihn gegen Jeden zu schreien, der ihm unähnlich ist, die Maasregeln der Regierung wankend machten? Selbst die heller Denkenden würden klüglich schweigen, und Unthätigkeit bei den besten Köpfen Weisheit werden. *) Glücklich hingegen diejenigen Länder, wo Wissenschaft, Kunst, Geschicklichkeit einheimisch geworden sind: wo es eine einsichtsvolle öffentliche Stimme giebt, die weder vom Rottengeiste falscher Aufklärung bestochen, noch vom wilden Gelärme der Schwärmer überschrieen wird, die Mißbrauch und Ausschweifung tadelt, ohne der Vernunft gram zu werden; wo ein für die Ehre der Nation eifriges Publicum die Anstalten der Regierung unterstützt, und dem aufkeimenden Talente die Gunst des bessern Theils der Menschen, wenn nicht mit Hülfe, doch mit Hochschätzung entgegenkommt. Nur solche Nationen sind bestimmt, Pflegerinnen der Musenkünste zu seyn, ihnen blühen immerfort alle Blumen des Geistes zum Ehrenkranz. Doch — auch das beschränktere Bestreben des Künstlers und Gelehrten nach dem Beifall eines kleinen Zirkels von Kennern und seines Gleichen hat etwas Gutes. Weniger gefesselt von Convention, weniger fröhnend dem

*) Inertia pro sapientia fuit. *Tacit.*

individuellen und wandelbaren Geschmacke, wird er freier in allen Formen sich versuchen, und den ewigen, allgemeinen Ideen des Schönen nachgehen dürfen. Dort wird man vielleicht in den unmittelbar anwendbaren Theilen die Wissenschaften sorgfältiger anbauen, und sie in das Besondere hinausführen: hier wird man sie tiefer begründen, ihren Quellen weiter hinauf nachspüren, und die Fortschritte des menschlichen Geistes sichern. Nicht rechnend auf Nachsicht bei sachkundigen Richtern, die durch gefällige Formen nicht so leicht zu täuschen sind über die Seichtigkeit des Gehaltes, wird der Gelehrte seine Untersuchungen mit mehr Fleiß und Genauigkeit anstellen, und dadurch entweder selbst neue Resultate erhalten, oder sie für Andere vorbereiten. Weniger geblendet durch Nationalvorurtheile wird er gerecht seyn gegen Fremde, das Gute annehmen, woher es komme, gern mit allgemein für die Menschheit nützlichen Gegenständen sich beschäftigen, und überall mehr eine große weltbürgerliche, als eine engherzige partheiische Denkart zeigen.

Von den Studien selbst läßt sich im Allgemeinen wenig sagen. Sie sind verschieden nach der Verschiedenheit der Zwecke, und nach diesen richten sich alle Rathschläge, die man darüber geben kann. Nur ist überhaupt die Eintheilung der-

selben in theoretische und praktische merkwürdig. Zu jenen rechne ich alles, wodurch die zum Zwecke gehörigen Kenntnisse erworben, zu diesen alles, wodurch Fertigkeiten gebildet werden. Selbst die sogenannten praktischen oder angewandten Theile der Wissenschaften, so weit sie mehr lehren, wie eine Sache beschaffen seyn, als wie sie gemacht werden soll, mehr eine Regel zur Beurtheilung, als eine genaue Anweisung zur Verfertigung enthalten, sind Gegenstände des theoretischen Studiums. Nur die auf die Ausübung zunächst sich beziehenden Vorschriften, mit Zergliederung der Muster und mit Vorübungen verbunden, sollten praktische Studien heissen. Freilich ist die Gränze dadurch nicht scharf gezogen: denn auch Kenntnisse, indem man sie erwirbt, gründen Associationen, üben den Verstand, und führen zu gewissen Fertigkeiten. Es ist damit, wie mit so vielen andern Dingen, wo das Mehr und Weniger, das Absichtliche und das Zufällige den Unterschied machen.

Die theoretischen Studien sind dem Künstler, dem Denker, dem Geschäftmanne, jedem in gehöriger Proportion, nothwendig, weil man mit dem größten Talente bei leerem Kopfe wenig ausrichtet, weil Kenntnisse den Stoff zur Arbeit liefern, weil viele Geschäfte nur in Anwendung

derselben bestehen, weil der Blick dadurch aufgehellt und erweitert wird, und ohne sie die Praxis in Schlendrian ausartet. Umständliche Beweise sind überflüssig. Man würde selbst dieses Wenige nicht gesagt haben, wenn es nicht hier und da sowohl selbstdünkende Genieen als Männer in Geschäften gäbe, die es zum vornehmen Tone rechnen, verächtlich auf die Theorie herabzusehen, und das philosophandum, sed paucis beständig im Munde führen: was zwar bei der wirklichen Betreibung der Künste und der Geschäfte eine fördernde Maxime ist, aber sehr verderblich wäre, wenn man es auf die Befähigung zu denselben anwenden wollte. Uebrigens sind die in jedes Fach gehörigen Haupt- und Hülfskenntnisse so vielfältig und so reichhaltig, daß Zeit erfordert wird, um es darin zu einem merklichen Grade der Vollständigkeit und Genauigkeit zu bringen; daher der vorbereitende Unterricht in denselben auf wohlgefaßte, durchgedachte, und eingeprägte Elemente einzuschränken ist. Diese auszuführen und zu erweitern, müssen die Nebenstunden des ganzen kraftvollen Alters verwendet werden.

Nicht weniger nothwendig, und für den Anfänger noch wichtiger sind die praktischen Studien. Sie gehen geradezu auf das Ziel aller

Naturanlage und Kenntniß, auf Hervorbringen, Bearbeiten und Beurtheilen. Dadurch werden wir erst inne, wozu die theoretischen nützen, und können diese folglich erst recht schätzen und lieb-gewinnen. Im Theoretischen läßt sich das Ver-säumte zuweilen noch einbringen, und die Lücken lassen sich, wenn man Zeit und Hülfsmittel hat, späterhin ausfüllen: praktische Studien müssen früh getrieben werden, weil die Associationen, worauf Fertigkeit vorzüglich beruht, in der Jugend am leichtesten entstehen, und weiterhin, was an Stärke gewonnen wird, an Biegsamkeit verlohren geht. In denselben zeichnet sich auch die Art und Weise der Schule am meisten aus, und es ist schwer, die Vollkommenheiten oder Mängel der Methode darin zu verkennen. Daher ist vorzüglich die Tradition in den Unterweisungsanstalten so wichtig. Kenntnisse lassen sich auch nach langer Unterbrechung aus Büchern wiederherstellen und in Umlauf bringen: die Handgriffe und Vortheile in den praktischen Studien werden durch Begriffe und Wörter nicht hinlänglich gefaßt: sie wollen durch lebendigen Unterricht fortgepflanzt seyn, und müssen, wenn dieser lange still stand, durch neue Fehltritte und Erfahrungen wieder erlernt werden. Darum geben die öffentlichen Lehrinstitute den Maasstab für den

Geist der Studien in einem Lande ab. Zwar bleibt manchmal ihre Form hinter den Fortschritten des Zeitalters zurück: aber die bessern Einsichten durchbrechen die altväterische Hülle, und äussern sich unfehlbar in dem Gehalt und der Methode. Wenn hier und dort Privatanstalten mit Versuchen im Kleinen ihnen vorangehen; so concentrirt sich doch in ihnen früh oder spät das Resultat geprüfter Erfahrung, und sie bestimmen im Ganzen den Gang der Verstandescultur.

Bei gleicher Nothwendigkeit der theoretischen und praktischen Studien hängt also die zweckmäßige Bildung der Talente von dem richtigen Verhältniß zwischen beiden ab. Dieses liegt in der Mitte zwischen zwei beinahe gleich gefährlichen Abwegen. Man richtet das Absehen zu sehr auf die Ausübung, und zu wenig auf die Theorie: es entsteht Seichtigkeit. Man vertieft sich von Anfang an zu sehr in das Theoretische, und läßt die praktische Bildung ausser Acht: es entsteht Pedanterei; zu dem ersten Fehler neigen sich mehr die Franzosen, zu dem zweiten die Deutschen. Die französische Art, die Studien zu treiben, hatte, aus leicht begreiflichen Ursachen, auch in den deutschen katholischen Schulen, wie sie vor der nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts darin vorgegangenen Revolution, die nicht durch-

aus eine Verbesserung war, bestanden, sich fest-gesetzt. Ich behaupte nicht, daß es dem Orden, in dessen Händen sie waren, an gelehrten und gründlichen Männern gefehlt habe. Die Rede ist von dem Geiste der, von diesen nur in der Entfernung geleiteten, und meistentheils den jüngsten Mitgliedern anvertrauten Lehranstalten, der offenbar nicht so sehr Vollständigkeit und tiefere Begründung der Elementarkenntnisse, als Fertigkeit in der Anwendung bezweckte. Der eigentliche Unterricht war kurz, aphoristisch, viel dem guten Kopf überlassend, oft trivial, und eilte zur Anwendung, welcher die meiste Zeit bestimmt war. Die Folgen dieser Bildung wurden auch an dem katholischen Gelehrten sichtbar, der an Weitschichtigkeit der Kenntnisse dem Protestanten gewöhnlich nachstand, dabei aber oft eine vorzügliche Geschicklichkeit, aus dem, was er wußte, Vortheil zu ziehen, und eine Gewandtheit besaß, welche seinen Gegnern in der Religion, und mehr noch in der Politik, nicht bequem war, und die sie darum Verschmitztheit nannten. Seit jener Epoche sind wir mehr zur ursprünglichen, deutschen Weise zurückgekommen, unsre theoretische Lehre hat an Vollständigkeit, Gründlichkeit, Erudition gewonnen, allein wir sind vielleicht auch ein wenig in den entgegengesetzten Fehler verfallen,

die Geschichte der Philosophie dürftig beschreiben. Wer Lust und Belieben hat, sie genauer kennen zu lernen, mag den Platon, Xenophon, Aeschines, und diejenigen Neuern, die, vermuthlich zum Zeitvertreibe, sie nachgeahmt haben, Shaftesbury, Mendelssohn, Hemsterhuis lesen. In unsern Hörsälen sieht man sich vergebens darnach um. Und doch sind es nur diese Methoden, die, mit der synthetischen und akroamatischen gehörig abwechselnd, nebst der Vollständigkeit der Kenntnisse, das Eindringen in den Sinn und die Gründe der Lehre befördern, den Geist wahrhaft aufhellen und bilden. Von praktischer Uebung und Schärfung des Verstandes durch Disputieren, Auflösung verwickelter Fälle, Ausarbeitung einzelner Fragen, gedachte Auszüge aus guten Schriften ist, wenige Fächer ausgenommen, gar keine Rede mehr. Bei allem Lobe, welches den Einsichten und der Gelehrsamkeit unsrer vorzüglichen akademischen Lehrer gebührt, ist also doch dieser mündliche Unterricht weder mehr noch weniger, als ein bald gut, bald schlecht declamirtes, etwas langweiliges Buch, und mehr dazu eingerichtet, Männer gleiches Schlages, wieder Kathedergelehrte zu bilden, als eine gemischte Jugend zu ihren so mannichfaltigen Bestimmungen vorzubereiten, ihren Geist mehr zur Reife zu

bringen, und ihre ersten Schritte auf der praktischen Laufbahn zu sichern.

Zweifelt man daran, glaubt man, ich übertreibe: nun, so stelle man einen jungen Deutschen, einen Franzosen, einen Engländer, die alle drei ihre akademischen Jahre wohl angewandt haben sollen, zusammen; man höre sie über ihre Wissenschaft sprechen, sehe sie Hand anlegen. Der deutsche Jüngling wird ohne Zweifel mehr systematische Uebersicht zeigen, keine der wichtigern Streitfragen, keine der in derselben jetzt oder ehedem gehaltenen Lehrmeinungen wird ihm verborgen seyn, er wird alles angeben, was in Süden und Norden darüber geschrieben worden, und von den gelehrten Cedern bis zum Isop alles, was Namen hat, nennen; schwerlich aber wird er, wofern die Natur und glückliche Zufälle nicht sehr viel für ihn gethan haben, an Gewandtheit und Geschicklichkeit, seine Ideen zu verarbeiten, dem Franzosen, an Penetration und Tiefe dem Engländer gleichkommen.

Etwas davon muß auf Rechnung des climatischen Charakters gesetzt werden, des geduldigen Fleißes, der unermüdlichen Arbeitsamkeit, des ausharrenden Eifers, der hiermit verwandten Gründlichkeit, welche den gelehrten Deutschen

von jeher ausgezeichnet haben. *) Diesen wollen wir ja nicht verläugnen, weil er allein in den Augen des Auslandes uns Achtung verschafft. So schwer es andre Vorzüge an uns anerkennt; so gesteht es uns doch den zu, die Protocollführer der gelehrten Welt, die Archivisten des menschlichen Geistes zu seyn. Eine zweite Ursache entdecken wir in der Geschichte unsrer Cultur. Sie begann von Aussen, durch Muster und Lehre der Nachbarn. Wir mußten lange von Andern lernen, und des zu Erlernenden war viel, weil wir viele Vorgänger hatten, und weil sie uns so weit vorgeeilet waren. Auf diesem Wege kommt man spät zum Gefühl eigner Kraft, und es werden leicht Maximen festgesetzt, welche der bloßen Gelehrsamkeit einen übermäßigen Werth beilegen. Ich rechne ferner hieher eine gewisse Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit, die man uns als

*) Vis mentium ut opaca, ita ad aeternitatem laborum est robusta, ut ceteri melius quidem scire, illi vero plura possint. So urtheilte vor ohngefähr 180 Jahren Joh. Barclay, so urtheilt noch im Durchschnitt von uns fast ganz Europa. Nehmen wir uns ja in Acht, indem wir den beissenden Theil des Epigramms mit löblichem Eifer durch die That zu widerlegen suchen, den in dem mildern uns zugestandenen Vorzug zu verlieren.

Nationalfehler nicht ohne Grund vorwirft, obgleich die Fortschritte der Cultur, die bessere Erziehung, und der Umgang mit Ausländern denselben schon ziemlich vermindert haben. Wir dürfen es uns nicht verdriessen lassen, wenn die Cur dieses eingewurzelten Uebels zuweilen schmerzhaft ist, und besonders die, aus der Ferne zu uns kommenden Aerzte gut bezahlt seyn wollen. Ohne Zweifel würde noch ein Krieg, wie der letzte, die Nachkommen der alten Germanen, bis in ihre dicksten Wälder und rauhesten Gebirge, geschmeidig und gelenk genug machen, und das von dem menschenfreundlichen Varus begonnene, aber von dem Sauertopf Hermann gestörte Werk, das deutsche Phlegma in gallische Lebhaftigkeit, den flachen Menschenverstand des deutschen Michels in Witz zu verwandeln, einst vollenden. Indeß macht uns die gedachte Eigenschaft etwas ängstlich und besorgt, in Verlegenheiten, aus denen der Italiäner und Franzos mit einem leichten Sprung sich zu ziehen wissen, stecken zu bleiben. Darum glauben wir, mit möglichst ausführlichen Kenntnissen gepanzert, und auf alle Fälle vorgesehen, auftreten zu müssen. Vielleicht hat auch die Verfassung daran einigen Antheil, indem der Gelehrte von Profession selten zu höhern Ehrenstellen gelangt, und meistens auf eine Geschäftssphäre eingeschränkt

ist, worin es mehr auf gute theoretische Kenntnisse, als auf praktische Geschicklichkeit ankommt, und so viel von letzterer nöthig ist, nach dem Sprichworte: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand — durch Routine leicht erworben wird. Vielleicht trägt auch das Vorurtheil dazu bei, welches zwischen Theorie und Praxis eine vom Geschäftsmanne sorgsam bewachte Scheidewand aufwirft. Die Hauptursache ist aber doch wohl die Art, wie die Lehrer gewählt werden, und zum Amte sich vorbereiten, verbunden mit ihrer Anhänglichkeit an das Herkommen. Bei der Wahl sieht man allein auf Kenntnisse, und im protestantischen Deutschland vorzüglich auf gedruckte Beweise, die der junge Gelehrte hiervon gegeben hat. Ist dabei von Lehrgaben die Rede; so ist kaum etwas anderes, als eine gute Stimme, ein geschmeidiges Sprachorgan, die Gabe sich auszudrücken, wenn es hoch kommt, seine Gedanken mit Ordnung, Deutlichkeit, Bestimmtheit von sich zu geben, dadurch gemeint. Diesen Erfordernissen entspricht auch die Vorbereitung. Der junge Mann, der zum Lehrer Andrer bestimmt zu seyn glaubt, erweitert und vervollständigt, was er von den Seinigen lernte, durch Lesen, Excerpieren, zuweilen durch Reisen und eigne Ansicht, verarbeitet dieses alles zu Hef-

ten, und fängt an, es nach herkommlicher Weise, mehr oder weniger gründlich, gelehrt, zusammenhängend vorzutragen, und überläßt das Verstehen und die Anwendung dem Zuhörer. Alles das im besten Falle. Diejenige Mischung des Theoretischen und Praktischen im Unterrichte, wovon die Idee oben angegeben ward, fordert aber ausserdem Psychologie, Einbildung, das Talent in den Köpfen der Anfänger zu lesen, ihren bereits erworbenen Begriffen sich anzuschmiegen, die geistige Hebammenkunst des Sokrates, zu welcher nicht Alle die Anlage besitzen, die nur Wenige zu erlernen, und noch Wenigere anzuwenden, sich die Mühe nehmen. An dem Letztern fehlt es besonders, und darum hängt die Verbesserung des höhern Unterrichtes von den akademischen Lehrern selbst am meisten ab. Sie dürfen nur wollen, so macht sich dieselbe in Kurzem von selbst. Sie würden dadurch den Verdiensten der Deutschen um die Didaktik die Krone aufsetzen; sie würden eine erstaunliche Veränderung in der Richtung des literärischen Geistes bewirken, auch mehr Achtung beim Publicum, mehr Erkenntlichkeit in der Folge von ihren Schülern sich versprechen können, die nun einsähen, daß sie nicht nur Aufklärung und Kenntnisse, sondern auch die eigentliche Geistesbildung und die Leitung ihrer ersten Schritte auf

der gewählten Lebensbahn ihnen zu verdanken hätten. Der etwas hochfahrende akademische Freiheitssinn unsrer Hochschüler läßt zwar für den Anfang einige Schwierigkeiten voraussehen, da man aber noch nicht gehört hat, daß gegen Sprach- Musik- und Tanzmeister, die sich doch auch nicht auf das Vorexerzieren einschränken, ein Auflauf entstanden sey; so kann ich dieselben bei einer so gelehrigen Nation, wie die unsrige, wenn man die Sache mit guter Art anstellt, nicht für unüberwindlich halten.

Diese Bemerkungen könnten vermessen scheinen, wenn sie neu wären. Allein die nämlichen Wünsche sind schon von Andern leise berührt, oder laut vorgebracht worden. Man hat das Bedürfniß hier und da schon gefühlt, und treffliche Männer haben versucht, ihm abzuhelfen. Ich darf nur an das philologische Institut zu Göttingen, an die dortigen Preisaufgaben für Studierende, an die Bemühungen einzelner dortiger Lehrer im juridischen und diplomatischen Fache, ihre Zuhörer zugleich zu den Geschäften praktisch anzuleiten, und dann an so viele, dasselbe nach damaligen Bedürfnissen und Einsichten bezweckende Einrichtungen der Vorzeit erinnern, die man, statt sie nach den gegenwärtigen umzugestalten, aus Unachtsamkeit und Unverstand hat ein-

gehen lassen. Auch der verewigte Freiherr von Benzel hatte in den von ihm, als Curator, entworfenen Plan der ehemaligen Mainzer Universität den Keim zu einer solchen Studienreform gelegt, und diejenigen, die er seines Vertrauens würdigte, wissen aus Privatunterredungen, daß er die Sache ganz aus dem rechten Gesichtspunkte gefaßt, und seine Absichten weiter giengen, als er angekündigt hatte. Ich habe also auf das, was Andre schon gefühlt oder eingesehen haben, nur von neuem aufmerksam machen wollen, und es würde mich sehr freuen, wenn besonders junge Männer auf Veranlassung dieser Winke dasjenige, was Noth ist, beherzigten, und, indem sie durch ihr Beispiel der bezielten Verbesserung Eingang verschafften, die sinkende Achtung für denjenigen Stand, welcher dem durch die überlegene Politik des Auslandes so sehr gedemüthigten Deutschlande noch immer beinahe die meiste Ehre gemacht hat, wiederherstellten.

Es ist vielleicht nicht das Klügste, die geheimen Gebrechen des Standes, zu welchem man selbst lange gehört hat, der Welt aufzudecken. Man kann mir sagen: es sey leichter zu tadeln, als es selbst besser zu machen. Man wird fordern, daß ich die Ausführbarkeit meiner Lehre durch eigne That bewähre. Schon seit Jahren habe

ich nach diesem Ziele gestrebt, und will der Himmel, daß ich diese Bahn ferner laufe, so werde ich fortfahren zu thun, was meine Kräfte verstatten. Uebrigens ist es mir, falls es nicht gelang, noch immer erlaubt, mit Horaz zu sagen:

Fungar vice cotis, acutum
Reddere quae ferrum valet, exsors ipsa secandi.

II.

Ueber die Unentbehrlichkeit der Metaphysik in der Kette der Wissenschaften.

Nichts ist gewöhnlicher, als den Werth einer Wissenschaft von ihren Liebhabern übermäßig angeschlagen, oder von ihren Feinden zu tief herabgesetzt zu sehen. Dieses ist auch der Metaphysik begegnet. Während die Einen sie als den Inbegriff alles menschlichen Wissens, als die Quelle der Erkenntniß, als die Königin der Wissenschaften anpreisen, wird sie von den Andern als ein mühsames Gewebe leerer Spitzfindigkeiten, als eine Erfindung halbwachender Träumer, ja, als eine wahre Büchse der Pandora, aus welcher alle Irrthümer in die Gefilde der Wissenschaften sich ergossen hätten, verschrien, und aus der Reihe derselben ausgestoßen.

So verschieden der Umfang ist, welchen man ihr zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Lehrgebäuden gab; so kommt man doch darin ziemlich überein, daß sie die Wissenschaft der ersten Principien des Inhaltes unsrer Erkenntniß, und desjenigen sey, was aus solchen, ohne Dazwischenkunft der Erfahrung, eingesehen wird. Denn man verstehe darunter mit den Scholastikern

die Lehre vom endlichen und unendlichen Wesen (de ente finito et infinito), oder das System der allen Wissenschaften gemeinschaftlichen Begriffe und Axiomen (philosophia prima), oder mit Bacon die Lehre von den wesentlichen Formen, oder mit Andern die Lehre von den Dingen überhaupt, von der Seele, Gott und der Welt, so liegt dabei immer der Begriff einer bloß durch Räsonnement aus Grundsätzen gebildeten Wissenschaft zum Grunde. Selbst diejenigen, welche mit Locke alle Erkenntniß aus der Quelle der Erfahrung herleiten, lassen zwar auch die obersten (einfachen) Begriffe aus Erfahrung entstehen, versuchen aber doch aus diesen Begriffen mittelst Combination oder Analyse, durch Vernunftschlüsse ihre Metaphysik zu Stande zu bringen.

Daß eine solche Wissenschaft, falls es möglich ist, zu ihr zu gelangen, für die Wißbegierde einen sehr großen Reiz haben müsse, leuchtet von selbst ein. Denn was kann einem, zur Erkenntniß der Wahrheit geschaffenen Wesen angenehmer seyn, als zur Quelle alles dessen, was in seiner Erkenntniß vernunftmäßig ist, hinaufzusteigen? Hienge der Werth jeder Untersuchung von diesem Verhältniß zu dem natürlichen Wissenstriebe allein ab, so wäre dadurch der Werth der Metaphysik

schon entschieden. Dagegen wendet aber der Feind solcher Speculationen ein: „Die Geschichte der Philosophie bis auf den heutigen Tag zeige, wie wenig die Bemühungen der größten Köpfe eine Uebereinstimmung in den Hauptlehren dieser vorgeblichen Wissenschaft haben bewirken können. Diese Verschiedenheit der Meinungen beweise, daß entweder gar keine Gewißheit darin möglich sey, oder daß es doch ausserordentlich viel Zeit und Anstrengung koste, um durch einen so dornenvollen Labyrinth zu den wenigen Wahrheiten vorzudringen. Im ersten Falle sey die Beschäftigung mit solchen Untersuchungen zwecklos, im zweiten müsse man sie Leuten überlassen, die nichts Besseres zu thun hätten. Die übrigen Wissenschaften eröffneten ja einem denkenden Kopfe ein weites Feld, auf welchem er seine Kräfte weit nützlicher üben könnte: und dazu wäre die Metaphysik nicht nur entbehrlich, sondern vielmehr wegen der von ihr so oft angerichteten Verwirrung hinderlich." Die Hauptfrage, auf deren Entscheidung ihr Werth oder Unwerth beruht, ist also diese: „Ist die Metaphysik für andere Wissenschaften entbehrlich? ist die Wahrheit der letztern von ihr unabhängig oder nicht?" Ist sie es nicht: so mögen die Untersuchungen derselben mit noch so viel Schwierigkeiten umrungen seyn; wir dürfen sie nicht auf-

geben, so lange die mindeste Hoffnung, das Gesuchte zu finden, übrig bleibt.

Was Wissenschaft zur Wissenschaft macht, ist der genaue und feste Zusammenhang ihrer Theile in gewissen allgemeinen Grundsätzen. Ohne diese läßt sich wohl eine Anhäufung einzelner Beobachtungen, oder eine Reihe besonderer Vorschriften denken; aber Niemand kann es einfallen, eine solche Rhapsodie Wissenschaft zu nennen. Freilich fängt unsere Erkenntniß hierbei an: soll sie aber scientifisch werden; so ist es nöthig, das Einzelne auf Regeln, und diese auf höhere Grundsätze zurückzuführen. Je nachdem wir in Auffindung derselben glücklich sind, schreitet die Wissenschaft fort; und ihr Gebäude ist nicht vollendet, bis es uns gelungen ist, zu ihren obersten Principien uns zu erheben. Dieses Gesetz der Vernunft, in aller Erkenntniß nach der höchsten möglichen Einheit zu streben, könnte man den wissenschaftlichen Instinct des Menschen nennen. Die obersten Principien, wozu uns dieses Verfahren leitet, betreffen entweder die Form unsrer Erkenntniß, und ihr Inbegriff macht die allgemeine Logik aus; oder sie betreffen deren Inhalt, und dann können sie nicht anders, als metaphysisch seyn. So führet also der natürliche Fortschritt des menschlichen Geistes in den Wissenschaften ohnfehlbar auf

metaphysische Untersuchungen. So lange wir also diese ersten Grundsätze aller menschlichen Erkenntniß nicht gefunden haben, ist all unser Wissen Stückwerk, und der Bestand der Wissenschaften unzuverlässig, weil es ihnen an dem gemeinsamen Fundamente und an den Trägern gebricht, auf welchen allein sie unerschütterlich stehen können.

Die Metaphysik hat von jeher nach ihren zwei Haupttheilen zweierlei Widersacher gehabt, die Experimental-Philosophen und die positiven Gelehrten. Die einen sahen, daß es in ihrem Fache vorzüglich auf Erfahrung ankam; die andern, daß sie vor Allem positiver Vorschriften bedurften. Sie bemerkten, daß sie mit diesen Werkzeugen in den ihnen zustehenden Geschäften ziemlich auskamen, und daß die Metaphysik, wenn sie zuweilen sich einmischen wollen, Verwirrung gestiftet und Zweifel erregt hatte. Sie machten hieraus den Schluß, daß es am besten seyn würde, dieselbe ganz aus dem Spiele zu lassen, und lediglich an die Erfahrung und die positiven Lehren, als untrügliche Leitsterne, sich zu halten, ohne die Zeit und den Kopf mit dem unnützen Grübeln zu verderben. Hätten sie diese Maximen gehörig, d. h. auf den Fall, wo es nur auf die Anwendung der schon gefundenen Grundsätze ankommt, eingeschränkt; so möchte es hingehen. Sie möch-

ten dann so wenig zu tadeln seyn, als der Zimmermann, Mühlarzt, Maurer, die bei ihren mechanischen Handgriffen der gelehrten Theorie der Mechanik entbehren zu können glauben, weil doch der geschickteste Lehrer dieser Wissenschaft, aus Abgang der Fertigkeit in den mechanischen Verrichtungen, in der wirklichen Ausführung von ihren Gesellen übertroffen wird. Der Fehler ihrer Schlüsse entdeckt sich aber, sobald es darauf ankommt, von ihrer Wissenschaft Rechenschaft zu geben. „Sind alle positiven Vorschriften eines jeden Willens für einen jeden andern verbindend? oder welche sind es? und warum? was ist Erfahrung? welche Bedingungen liegen ihr in dem Erkenntnißvermögen zum Grunde? und welche Gewißheit gewährt sie?" Diese Fragen ergeben sich nothwendig aus der nähern Beleuchtung jener berühmten Principien, und setzen denjenigen, der alle metaphysischen Untersuchungen von der Hand weist, eben so in Verwirrung, wie den indianischen Weltweisen, der die Erde zuletzt von einer großen Schildkröte tragen ließ, die Frage: worauf ruht aber die Schildkröte? Die Metaphysik ist also der oberste Ring, an welchem die wissenschaftliche Kette hängt: so lange wir dieses Ringes uns nicht bemächtigt haben, können wir wohl ein oder das andere Stück dieser Kette ergreifen,

aber nicht uns schmeicheln, das Ganze festzuhalten. Daher, daß metaphysische Begriffe über das ganze Feld der Erkenntniß ausgestreut sind; und die Metaphysik könnte in der That sowohl die Erfahrungs- als die positiven Wissenschaften in Verlegenheit setzen, wenn sie den Verehrern derselben durch die ihrigen den Antrag machte, daß sie allem fernern Einflusse auf sie entsagen und aller Gerichtsbarkeit auf ihrem Gebiete sich begeben wollte, unter der einzigen Bedingung, daß auch jene aller der Metaphysik zuständigen Begriffe und Wörter, z. B. Dinge, Wesen, Daseyn, Substanz, Accidenz, Ursache, Wirkung, Kraft u. s. f. die sie als ihr Eigenthum zurückfordere, sich zu enthalten versprächen.

Wenn die Metaphysik in dem Systeme der Wissenschaften denn so nothwendig ist, kann man sagen, woher kommt es, daß bei aller bisherigen Mißhelligkeit der Metaphysiker die Wissenschaften so große Fortschritte gemacht haben? Ich antworte: Erstens wäre noch auszumachen, ob die Begriffe und Grundsätze, worüber bisher die Metaphysiker stritten, gerade diejenigen seyen, welche auf andere Wissenschaften am meisten einfliessen; ob nicht der Streit nicht sowohl sie selbst, als vielmehr ihre Ausdehnung im Gebrauche betreffe. In beiden Fällen liesse sich be-

greifen, daß die Streitigkeiten der Metaphysiker den Fortgang der übrigen Wissenschaften nicht aufhielten. Zweitens schweben diese Grundsätze, so wie diejenigen der Logik, allen Menschen von gebildetem Verstande in einem undeutlichen Bewußtseyn vor, und leiten sie bei dem Nachdenken über wissenschaftliche Gegenstände. Hierbei dürfen wir uns aber wegen des besorglichen Mißbrauches nicht beruhigen: fordert wissenschaftliche Erkenntniß nicht Deutlichkeit? Drittens endlich mögen die Fortschritte der Wissenschaften so wichtig seyn als man will; so fehlt, ohne Metaphysik, noch der wichtigste zu den obersten Grundsätzen, der Alles in ein System verknüpft.

Was dem menschlichen Geiste ausserdem auf einer gewissen Bildungsstufe dergleichen Untersuchungen unvermeidlich macht, ist das große Räthsel der Welt und des Menschen, welches von zu großem Interesse für ihn ist, als daß er dessen Auflösung aus speculativen oder praktischen Gründen nicht versuchen sollte. Was und woher ist die Welt? was und woher bist du selbst in der Welt? welches ist dein Verhältniß und deine Bestimmung in dem Ganzen?

Quem te Deus esse
Jussit, et humana qua parte locatus es
in re?

Unwiderstehlich dringen sich ihm diese großen Fragen auf, sobald er, entfesselt vom Ungestüm der Bedürfnisse, und erwachend aus den Träumen der Kindheit, besonnen umherblickt.*)

Die Geschichte bestätigt, was schon aus der Natur der Sache sich einsehen ließ. Lange ward das leichtgläubige Griechenland am vielfarbigen Bande der Dichtung gegängelt. Nachdem aber die Lykurgen, Solonen, Charondas die Grundsätze der Gesetzgebung gefunden, und die Ruhe der griechischen Staaten befestigt, nachdem Weise die Formeln des sittlichen Lebens aufgestellt, und Dichter sie mit den Reizen der Harmonie geschmückt hatten; erhob auch der speculative Geist sich aus dem langen Schlummer; da versuchten Parmenides, Xenophanes, Demokrit, Thales, Pythagoras, die große Aufgabe ganz oder zum Theil aufzulösen. Da sie aber ohne Leitstern und ohne Compaß im Finstern auf den weiten Ocean der Meinungen sich hinaus wagten; so glich ihre Fahrt den Seewanderungen des Ulysses; die Einbildung bot sich zur Führerin an, und wollte errathen, was die Natur verschleiert hatte; allgemeine Zweifelsucht war die Folge der vielen widersprechenden Systeme, welche der mißlungene Ver-

---

*) Platner's n. Aphorismen, I. B. §. 1. 3.

such erzeugt hatte. Sokrates kam: er sah die Verwirrung, welche die dialektischen Schlüsse der Physiker (so hiessen die frühesten methodischen Denker) und der Disputiergeist der Sophisten angerichtet hatte, und da sie seinem erhabenen Entwurfe, dem einreissenden Sittenverderbniß eines verfeinerten Volkes durch sittliche Aufklärung entgegenzuarbeiten, ein großes Hinderniß war; so glaubte er, die Quelle derselben am besten zu verstopfen, wenn er alle metaphysische Untersuchungen aus der Philosophie verbannte. Sobald aber seine Schüler und Nachfolger aus ihrer Erkenntniß ein Ganzes machen, und selbst ihre Sittenlehre fest gründen wollten; sahen sie sich genöthigt, die Metaphysik wieder vor die Hand zu nehmen. Schon Platon verließ in soweit den von Sokrates vorgezeichneten Weg, und ihm folgten die verschiedenen Secten, welche aus dem Schoose der Akademie hervorgiengen. Die blos speculativen Fragen hatten zwar einen Theil ihres ehemaligen Interesse verlohren, und der Streit darüber ward bescheidener. Desto mehr entzweiete man sich in der Metaphysik der Sitten. So entstanden unter den Griechen vor und nach dem Sokrates, im Umrisse wenigstens, die verschiedenen Hauptsysteme, auf welche der menschliche Geist, ohne die Zurechtwei-

fung einer propädeutischen Kritik, unvermeidlich gerathen muß.

Eben so gieng es in neuern Zeiten. Als nach vielen Jahrhunderten aristotelischer Geisteskrechtschaft, und nach dem Getümmel unter dem Panier der Religion geführter Bürgerkriege, Muth und Muße selbst zu denken wiederkehrten, wagten Geister von der ersten Größe, Cartesius, Locke, Leibnitz auf's neue sich in diese unerforschten Tiefen. Da sie die Arbeiten und Fehler ihrer griechischen Vorgänger benutzten; so waren ihre Systeme tiefer gedacht, besser ausgeführt, zusammenhängender, aber unter einander nicht weniger in Widerspruch, als die Systeme der Alten. Der sammelnde, witzelnde, und phantasirende Geist der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts fand es entweder zu mühsam, oder verzweifelte, dasjenige, worüber so große Männer nicht hatten einig werden können, auf dem Wege der Speculation auszumachen. So ward zuerst in Frankreich, und wie alle französischen Moden in Kleidertracht, Sitten, Staatseinrichtungen und Philosophie das Glück haben, hernach in Deutschland die sogenannte populäre Denkart in der Philosophie eingeführt. Diese Denkart verabscheuet alle etwas tiefer unter die Oberfläche eingehende Untersuchungen in der Meta-

physik; und da sie doch das Bedürfniß einer Entscheidung über die Fragen derselben fühlt, so trägt sie solche dem gesunden Menschenverstand auf. Dieser urtheilt aber über solche Aufgaben nach ganz andern als speculativen Gründen, oder, wenn man ihn dazu nöthigt, so ertheilt er, gleich dem Privatgeiste der Mystiker, nach der Verschiedenheit der Gesichtspunkte, widersprechende Antworten. Daher kam es nun, daß der gesunde Menschenverstand etwa zu Göttingen für die Einfachheit und Unsterblichkeit der Seele, zu Paris für den Materialismus, zu Wittenberg für dogmatische Philosophie, zu Leipzig sich für den Skepticismus erklärte. Natürlich war der Philosophie mit solchen Antworten nicht besser, als mit gar keinen geholfen, und sie mußte, wenn sie nicht herumtappen wollte, sich wohl entschliessen, auf den verlassenen Weg der Speculation zurückzukehren, und mittelst einer genauen Erforschung des Erkenntnißvermögens zu versuchen, ob nicht die Gränze des Wissens sich genau abstecken, und die Quelle der bisherigen Widersprüche und Mißverständnisse sich ausfindig machen lasse. Dieses ist der Weg, den Kant, und nach seinem Vorgange, Reinhold, Schmidt, Schulz, Fichte, unter großem Widerspruch und großem Beifalle, mit wel-

chem Erfolge? wird die Zeit entscheiden, betreten haben.

Man muß bei allem diesem gestehen: Non cuivis contingit adire Corinthum. Die Metaphysik ist nicht Jedermanns Sache. Sie erfordert geduldiges Anhalten im Denken, Geist der Absonderung, die Begriffe zu zergliedern, und ohne sich zu verwirren, sie in ihrer größten Abgezogenheit festzuhalten. Dieses sind Eigenschaften, welche mit andern, zu den Geschäften des Lebens und den meisten Künsten und Wissenschaften erforderlichen Geistesgaben sich schwer verbinden lassen, und in dem Grade, welcher nöthig ist, sich neue Bahnen zu eröffnen, nur wenigen Geistern vom ersten Range zum Loose fallen, und selbst in dem Grade, welcher, um ihnen auch nur zu folgen, erfordert wird, unter denen vom zweiten sparsam ausgetheilt sind. Mag also immerhin ein jeder Studierende, wie bisher, ein halbes Jahr seines Lebens daran wenden, an den Elementen der Metaphysik seine Kräfte zu versuchen. Fühlt er sich dann von der Wichtigkeit dieser Fragen nicht ergriffen, nicht durch einen fast unwiderstehlichen Zug dazu hingerissen, nicht beunruhigt in seinem Gemüthe, so lange ihm die befriedigende Antwort darauf entsteht, kann er nach redlich angewandter Mühe die Kette der

Beweise, und ihren Zusammenhang mit den Thatsachen des Bewußtseyns nicht deutlich fassen; so mag er dann immerhin es beim Versuche bewenden lassen. Er wird es noch immer in andern Fächern zu einem hohen Grade der Vollkommenheit bringen, ein guter praktischer Arzt, ein guter Prediger und Seelsorger, ein guter Geschäftsmann seyn können, ohne ein tiefer Metaphysiker zu seyn. Nur darf er sich nicht schmeicheln, den Zusammenhang der Wissenschaften einzusehen, und ihre ersten Grundsätze wider die Angriffe scharfsinniger Zweifler vertheidigen zu können.

Der eigentliche Wirkungskreis der Metaphysik ist aber die Schule. So lange der metaphysische Geist hier, unter der Aufsicht der philosophischen Kritik, das ihm angewiesene Geschäft treibt, die Grundbegriffe der Wissenschaften bestimmt, ihre Grundlagen sichert, ist er in hohem Grade nützlich, und zu ihrer Gründlichkeit, wie oben gezeigt wurde, nothwendig. Sein Einfluß auf die Welt muß sich beschränken auf den Antheil, den er an der Bildung der mit ihren Angelegenheiten näher verbundenen Wissenschaften hat. Will er in diesen ausschliessend herrschen, oder entflieht er gar aus der Studierstube, um in die Leitung der Geschäfte sich unmittel-

bar einzumischen; so verdirbt er Alles durch unmäßigen Hang zu Abstractionen, und macht Versuche, deren Tollheit ganze Generationen büßen. Dann erzeugt er eine um so gefährlichere Schwärmerei, als er mit dem Anscheine der Vernunft sich selbst blendet, aus einem Gefühle vermeinter Ueberzeugung eigensinnig auf seiner Meinung beharret, und auf Paralogismen gestützt, die Lehren der Erfahrung verlacht. Ideale sind zwar überhaupt zur Verbesserung der menschlichen Dinge nothwendig und nützlich, eine Würze des Lebens, damit es nicht in schaler Alltäglichkeit hinschwinde. Es ist aber doch nicht minder wahr, daß das Gute keinen ärgern Feind habe, als das Bessere, sey es das vermeinte, oder das wirkliche, wenn es zur Unzeit, oder durch untaugliche Mittel gesucht wird. Besonders ist dieses der Fall, wenn Jedermann zu dem auf einer allgemeinen Ansicht beruhenden: Das kann seyn, dreist Das soll seyn hinzusetzen darf. Gewöhnt an die höchsten Gesichtspunkte und an strenge Theorie ist dieser Geist z. B. in der Staatseinrichtung und Verwaltung durchgreifender als jeder andere Despotismus, und bekümmert sich nicht darum, ob durch seine Maasregeln Hunderttausende Vermögen und Brod, und abermal Hunderttausende ihr Leben verlieren, wenn nur dasjenige,

Was ihm allein Vernunft ist, die Oberhand behält. Dringt er in die Gerichte ein; so setzt er sich über die Gesetze, und macht die Güter und das Schicksal der Bürger, statt des Willens eines Gesetzgebers, von dem Zufalle und Wechsel der philosophischen Rechtsideen des Richters abhängig. Eine Religion der Gottes- und Menschenliebe, der freudigen Hoffnung und des Trostes verwandelt sich bald unter seinen Händen in ein Netz scholastischer Spitzfindigkeiten; bald wird, aus Anekelung ihres populären Beweisthums, versucht, sie mit dem eiteln Theophilanthropismus, oder gar mit dem aussichtlosen Fatalismus der Natur und der gesellschaftlichen Verfassung zu ersetzen. Wehe der Schule und den Zöglingen, die einem solchen Theorieenmanne unter die Hände fallen, der die traditionelle Weisheit verachtet, und, ohne auf die Verschiedenheit der Anlagen, Talente, Umstände, Bestimmung zu achten, aus den concreten Menschen die Menschheit in abstracto erziehen will! Selbst die Blumen der schönen Künste welken vor dem Hauche dieses eigensinnigen, herrschsüchtigen Dämons. Er meistert die Urtheile der cultivirtesten Zeiten, verbannt die Individualität, in welcher allein das Ideale sich versinnlicht, und fordert unbestimmte, gehaltleere Formen, als der Schönheit Gipfel. Man kann also

dem metaphysischen Geiste, wenn er auf seinem Gebiete bleibt, seinen großen Werth zugestehen, und doch in Hinsicht der Verheerungen, die er ausser demselben anrichtet, wünschen, daß der Himmel vor solchen metaphysischen Regierern, Richtern, Glaubenslehrern, Erziehern, Dichtern und Kritikern uns bewahren möge.

dem metaphysischen Geiste, welcher auf seinem Gebiete bleibt, seinen ersten Würden zugesichert, und doch im Schutze der Verbesserung, die er seinen Geschöpfen errichtet, wünschen, daß der Himmel vor solchen unvorsichtigen Regierern, Richtern, Glaubenslehrern, Erziehern, Dichtern und Künstlern uns bewahren möge.

III.

Ueber die

Terminologie.

1796.

Die menschliche Sprache ist eine Erfindung des gröbern und feinern Bedürfnisses Es giebt daher eine Sprache des gemeinen Lebens, zum Ausdrucke derjenigen Begriffe, welche die meisten Individuen einer Nation besitzen, und welche im gewöhnlichen Umgange und Verkehr der Menschen am häufigsten vorkommen; eine Kunstsprache, zur Bezeichnung der Gegenstände, Werkzeuge, Begriffe jeder besondern Kunst; eine wissenschaftliche Sprache, die den Begriffen einer jeden Wissenschaft eigen ist: die Wörter, welche solche Begriffe bezeichnen, sind wissenschaftliche Wörter, termini scientifici, und ihr Inbegriff macht die Terminologie einer jeden Wissenschaft aus. Eine Folge hiervon ist, daß vielleicht kein Mensch seine eigne, viel weniger eine fremde Sprache ganz besitzt. Denn dazu wäre erforderlich, daß er mit den gemeinen Begriffen eine Universalkenntniß der Künste und Wissenschaften verbände, welches menschlicher Weise unmöglich ist.

So wie die Beobachtung und das Nachdenken über die Gränzen der gemeinen Erkenntniß hin-

ausgieng, wurde auch für die feinern Unterschiede, welche man entdeckte, und die neuen Begriffe, welche man bildete, eine besondere Bezeichnung nothwendig: Terminologie ist also mit den Fortschritten des menschlichen Geistes nothwendig verknüpft: die Terminologie aus den Wissenschaften wegwünschen, heißt wünschen, daß es keine Wissenschaften gäbe; und ihr bestimmte Gränzen setzen, die Fortschritte der Wissenschaften selbst begränzen wollen.

Wie die Scheidung der gemeinen und gelehrten Kenntniß Terminologie erzeuget, so verschwindet sie wieder in dem Maase, wie die gelehrte Kenntniß in die gemeine übergeht. Wörter, die jetzt jedermann versteht, waren vielleicht einst Kunstwörter: vielleicht weiß einst der gemeinste Handwerker, was erregende Potenz, Metallreiz, positive und negative Elektricität ist, u. s. w. Es war eine Zeit, wo man sich in den Zirkeln von den Monaden, dem Optimismus, der vorherbestimmten Harmonie unterhielt: vielleicht ist ein ähnliches Glück den Kantischen Denkformen aufbehalten: vielleicht, daß einst Weiber von der ostensiven Construction eines Kopfputzes sprechen, und ein rechtlicher Bürger den hypothetischen und kategorischen Imperativ so gut unterscheiden kann, wie jetzt eine landesherrliche Verord-

nung und einen Zunftbefehl. Ob also gleich, so lange der wissenschaftliche Forschgeist über die gemeinen Kenntnisse sich erhebt, auch von der gemeinen Sprache unterschiedene Terminologieen vorhanden seyn werden; so läßt sich doch zwischen beiden keine feste Gränzlinie ziehen, weil die Resultate der gelehrten Untersuchungen bald in größerer, bald in kleinerer Menge in die Masse der gemeinen Erkenntniß sich ergiessen.

Der Hauptvortheil der Terminologie über die Sprache des gemeinen Lebens ist der nämliche, welchen die Wortsprache über andere Arten von Zeichen hat. So wie die Wörter überhaupt am geschicktesten sind, die Gedanken fest zu halten und zu bestimmen, so taugen die scientifischen Wörter am besten, die gelehrten Begriffe rein und bestimmt im Gedächtniß aufzubewahren. Nichts ist flüchtiger als der menschliche Gedanke, und je feiner, geistiger; desto flüchtiger. Wörter sind sinnliche Bande, um die Flüchtlinge festzuhalten, damit wir sie zu jedem beliebigen Gebrauche jederzeit vorfordern können. Hätten wir sie nicht, so würden wir unsere Gedanken entweder gar nicht zurückrufen können, oder sie würden sich unserm Geiste nie wieder in ihrer Reinheit und Vollständigkeit, sondern immer mit fremdartigen Zusätzen oder mangelhaft darstellen.

Das Nämliche würde auch mit unsern gelehrten Begriffen geschehen, wenn wir keine Terminologie für sie hätten. Wir würden sie entweder mit dem Schwalle so vieler, uns täglich durch den Kopf laufenden Gedanken vergessen, oder sie würden durch die Nebenideen, welche ihnen in der Bezeichnung durch gemeine Wörter anhiengen, entstellt werden. Wie weitläufig würde ausserdem die Abhandlung der Wissenschaften ohne Kunstwörter werden, und wie unfaßlich durch diese Weitschweifigkeit, wenn man sich immer durch Umschreibungen ausdrücken, und zusammengesetzten Begriffen, die man jetzt mit einem einzigen Worte bezeichnet, so viel Sätze widmen müßte, als sie verschiedene Merkmale in sich schliessen?

Man mache den Versuch mit irgend einem Satze der Mathematik oder Philosophie, besonders einem, der sich schon auf eine Reihe vorhergehender Begriffe und Sätze bezieht, und man wird sich von der Unmöglichkeit, ohne Terminologie in den Wissenschaften fortzukommen, so wie von ihren bewundernswürdigen Vortheilen in Abkürzung des Verfahrens, augenscheinlich überzeugen. Eine klug gewählte oder glücklich getroffene Formel entscheidet oft den Fortgang einer Wissenschaft, so wie ungeschickte, vieldeu-

tige Formeln sie Jahrhunderte lang in der Kindheit erhalten: aber schickliche Formeln sind unmöglich ohne Terminologie. Hier zeigt sich nun die Ursache des großen Einflusses, welchen die Natur der Sprache auf die Philosophie und auf die andern mit ihr sämmtlich mehr oder weniger verbundenen Wissenschaften hat. Warum thaten die Griechen es den Römern in den strengen Wissenschaften so sehr zuvor? warum blieben diese, welche die Griechen in der Beredsamkeit ganz, in der Dichtkunst beinah erreichten, in der Geschichte vielleicht übertrafen, in der Philosophie so weit hinter ihnen? Zugestanden, daß Anlage, Denkart, Genius, politische Maximen, Verfassung, und der Gang der Cultur der Römer der Philosophie weniger günstig waren, müßte ich mich sehr irren, wenn nicht die verschiedene Beschaffenheit ihrer Sprache hierzu beigetragen hätte. Von Natur gesetzter, weniger geistig, und weniger verwegen, als der Grieche, drückte der Römer diesen bescheidenen Charakter in der frühesten Periode auch seiner Sprache ein. Sie wußte nichts von den mannichfaltigen Wendungen, von den kühnen Zusammensetzungen und Ableitungen, die der griechischen eigen sind. Diese Sittsamkeit blieb ihr auch, als sie nach den punischen Kriegen sich für die Beredsamkeit zu bilden

anfieng, und sie wurde eine so feste Geschmacksregel, daß die größten Köpfe, die Lieblingsschriftsteller der Nation, wie z. B. Cicero, es nur schüchtern wagten, hier und da ein neugeprägtes Wort, zum Ausdrucke griechischer Begriffe, mit einzumischen. Dabei hatten die römischen Schriftsteller der bessern Zeiten den übelverstandenen Ehrgeiz, Alles lateinisch zu sagen, der ihnen den Gebrauch griechischer Wörter verleidete, und sie zu Erzpuritanern machte. Unter diesem doppelten Hindernisse der Unbeholfenheit ihrer eigenen Sprache und des Ekels vor der Einmischung einer fremden, ward es ihnen schwer, in tiefe Untersuchungen, die eine genaue Auseinandersetzung verwickelter Begriffe erforderten, sich ein ulassen, und sie konnten kaum über andere als moralische Materien, und auch über diese oft nur schwankend und unbestimmt sich ausdrücken. So sehr sich also die Scholastiker an der Reinheit der lateinischen Sprache durch Einführung einer barbarischen Terminologie versündigt haben, und so sehr sie wegen deren unnützen Vervielfältigung Tadel verdienen, so haben sie doch den Wissenschaften durch diese Erfindung im Ganzen einen wesentlichen Dienst erwiesen. Ihre Terminologie wurde nicht nur nach der Wiedergeburt der Wissenschaften, wo

man wegen der Dürftigkeit der Landessprachen noch lateinisch philosophiren mußte, in Nothfällen gebraucht oder nachgeahmt; sie wurde auch zum Theil in die neuern Sprachen, in welchen man philosophirte, aufgenommen, und wir selbst bedienen uns ihrer, wenn uns die Muttersprache Ausdrücke versagt, oder folgen in dieser ihrem Beispiele, und schaffen uns neue Wörter, welches wir vielleicht nicht gewagt haben würden, wenn wir nur das Muster der römischen Schriftsteller vor uns gehabt hätten. Die Terminologie dient endlich auch dazu, den Mißbrauch philosophischer Schriften zu verhüten oder doch zu vermindern. Ignavum, fucos, pecus a praesepibus arcet. Ich will damit nicht sagen, daß die Wissenschaften durch diese Art von Hieroglyphen dem Umgange der Ungeweihten entzogen, und zum ausschliessenden Eigenthum einer öffentlichen oder geheimen Kaste gemacht werden sollen; dieses wäre in unsern Tagen ein lächerliches Vornehmen. Der Zutritt zu ihnen steht jetzt einem jeden vom Volke, der mit natürlichem Talente, mit gehöriger Vorbereitung und mit ausharrendem Eifer sich nähert, offen. Der Zweck aller gelehrten Nachforschungen will sogar, daß man die gemeinnützlichen ausgemachten Resultate davon dem Volke in seiner Sprache mit-

theile: allein es giebt schale Köpfe, die in nichts eindringen, in nichts eindringen wollen, und doch gern mit Wissen prahlen, oder zu verstehen glauben, was sie nicht verstehen, wenn es nur in der Sprache des gemeinen Lebens vorgetragen ist: diese sind es, welche von abgerissenen, unverdauten Bruchstücken der Wissenschaften immer einen schiefen, oft einen gefährlichen Gebrauch machen. Schriften von tiefem Inhalte sind nicht für sie: es ist gut, daß sie gleich an deren Eingange abgeschreckt werden. Mögen sie solche mit dem Ausrufe: Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht! aus der Hand legen, und Leuten, die sich besser auf ihren Gebrauch verstehen, überlassen.

Die Terminologie hat also ihren Zweck; dieser ist kürzere faßlichere Bezeichnung der wissenschaftlichen Begriffe, zum geläufigern Gebrauche. Geht sie darüber, oder bleibt sie darunter, so ist sie fehlerhaft. Ihr oberstes Gesetz ist demnach Zweckmäßigkeit, und aus diesem fliessen alle Regeln, die man in dieser Rücksicht zu beobachten hat, ab. Die Zweckmäßigkeit der Terminologie bezieht sich theils auf die Begriffe, theils auf die Zeichen. 1) Die zu bezeichnenden Begriffe müssen für die Wissenschaft wichtig seyn:

nicht jeder Unterschied, den wir zwischen Dingen entdecken, verdient ein eigenes Zeichen. Bei Begriffen, welche nicht oft in der Abhandlung einer Wissenschaft vorkommen, fällt die Hauptabsicht der Terminologie, präciser Rückruf und Kürze weg — eine solche ist unnütz. 2) Es muß in der gemeinen Sprache kein bequemes Wort für dieselben vorhanden seyn: ausserdem ist sie überflüssig, und folglich pedantisch. 3) Die Begriffe müssen schon deutlich, und gehörig bestimmt seyn. Sonst werden verworrene, schielende, noch nicht sattsam erörterte Begriffe zum größten Schaden der Wissenschaften verewigt: man bildet sich ein, etwas Bestimmtes zu denken, weil man ein bestimmtes Zeichen hat, und des schwankenden Räsonnirens wird kein Ende. Hätte man dieses jederzeit vor Augen gehabt; so würde wenigstens die Hälfte der wissenschaftlichen Terminologie erspart worden seyn. In Absicht der Zeichen selbst, muß 1) verhütet werden, daß sie weder dem gemeinen, noch ohne Noth, dem wissenschaftlichen Sprachgebrauche zuwiderlaufen. Es ist allerdings erlaubt, Wörter von verwirrenden Nebenbegriffen, welche ihnen der Gebrauch angeheftet hat, loszumachen und dadurch für die Wissenschaften zu weihen: allein man muß dabei dem Faden der Analogie folgen, und ihnen nicht

eine ganz andere Bedeutung unterschieben, als sie bisher hatten, nicht weiß schwarz, schwarz weiß nennen. — Eben so kann man die von den Vorgängern in der Wissenschaft gebrauchten Wörter schärfer bestimmen, oder, wenn der ihnen unterlegte Begriff schielend, verworren, falsch war, zu Bezeichnung eines richtigen, deutlichen und bestimmten gebrauchen. Wenn aber jede philosophische Schule, und sogar jeder philosophische Schriftsteller sich die Freiheit nimmt, die scientifischen Wörter willkührlich abzuändern; so muß beim Bau des Wahrheitstempels eine Sprachverwirrung entstehen, wie beim Thurmbau zu Babel. 2) Die Terminologie darf nicht vieldeutig seyn: in der gemeinen Sprache, an welcher der Zufall so viel Antheil hat, ist dieses unvermeidlich: die gelehrte Sprache wird mit Absicht, und zwar in der Absicht geschaffen, die Dinge genau zu unterscheiden. So gut also die Zweideutigkeit der Wörter den Gelehrten bei ihren Streitigkeiten zu Statten kommt; so ist sie nichts desto weniger und gerade darum etwas ganz Zweckwidriges. 3) Sie muß vorzüglich aus der Sprache, in der man schreibt, durch Uebertragung und Ableitung, der Analogie gemäß, geschöpft, und nur in Abgang dessen aus fremden Sprachen hergenommen seyn: weil das unnöthige Sprachge-

mengsel dem guten Geschmacke zuwider, weil sie so leichter zu verstehen, und nicht so schwer zu behalten ist. Die Fälle, wo die Kürze oder Präcision darunter leiden würde, oder, wo die fremde Benennung schon allgemein bekannt ist, sind, dem Zwecke gemäß, ausgenommen. 4) Eine neue Terminologie muß erklärt werden, es sey, daß man ganz neue Wörter präge, oder den alten eine andere, wäre es auch nur eine engere, oder weitere Bedeutung gebe. Wer neue Wörter braucht, giebt zu erkennen, wenigstens zu vermuthen, daß er neue Begriffe mitzutheilen habe. Eine neue Terminologie brauchen, ohne sie zu erklären, heißt Einem eine Laterne in die Hand geben, und das Licht darin ausblasen. Hierin besteht ein Hauptverdienst der Wolffischen Schule; und hätte nicht der tiefsinnige Verfasser der Vernunftkritik, vielleicht aus zu großem Vertrauen auf den Scharfsinn seiner Zeitgenossen, es so oft dem Leser überlassen, den Sinn seiner Terminologie durch Vergleichung der Parallelstellen und durch unermüdetes Festhalten des Fadens erst zu finden; so würde er weder so oft wirklich mißverstanden worden seyn, noch würden seine blinden Anhänger auch bedeutende Einwürfe der Gegner so leicht mit der Antwort abfertigen können: man habe ihn nicht

verstanden. Ueberhaupt hat sich mit der Kantischen Philosophie, vielleicht ohne ihr Verschulden, ein gewisser Hang zu seltsamer Terminologie verbreitet, der dem guten Geschmacke zuwider, und den Fortschritten der Wissenschaft nachtheilig ist. Je tiefer Kant in die Natur der menschlichen Erkenntniß eindrang, je feiner die Unterschiede, je höher die Begriffe waren, die er auszudrücken hatte; desto unvermeidlicher und zweckmäßiger war für ihn die Einführung einer neuen philosophischen Sprache. Es ist gewöhnlich, große Männer am liebsten in Nebendingen zu copiren. So glücklich meistens Kant in seinen Kunstausdrücken ist; so war dieses in seiner Philosophie doch wohl dasjenige, was ihm in Vergleich mit dem Uebrigen die wenigste Mühe gekostet haben mochte. Er fand also darin unter Freunden und Feinden die meisten Nachahmer, und es ist jetzt selten, einen Verfasser eines philosophischen Duodeztractätchens zu finden, der sich nicht mit neuen Kunstwörtern brüstet. O imitatores! So trug auch vor einiger Zeit Alles die Liverei des Genie's: wer nicht männlich fühlte, wollte wenigstens derb sprechen; und wenn seiner winzigen Seele und seiner frostigen Einbildungskraft gleich das Tiefgefühl und der feurige Schwung eines Göthe fremd war, doch

durch donnernde und blitzende Worte Geräusch machen, und Aufmerksamkeit erregen.

Um den besonders für das Studium der Philosophie hieraus entspringenden Schwierigkeiten abzuhelfen, wäre zu wünschen, daß jeder Verfasser seinen Schriften ein Verzeichniß der neuen Terminologie, deren er sich bedient, beifügte. Dieses würde auf der einen Seite das Verstehen erleichtern, und auf der andern das Verdienst der Erfindung in ein stärkeres Licht setzen, so wie man ehedem einem Buche eine Liste der darin angeführten und gebrauchten Schriftsteller anhängte, um seine Belesenheit zu beurkunden. Solche Verzeichnisse könnten ausserdem zu Verfertigung eines vollständigen philosophischen Wörterbuchs, welches ein Hauptbedürfniß jetziger Zeit ist, benutzt werden. — Ein solches Wörterbuch, das aber von Zeit zu Zeit Nachträge erhalten müßte, würde den Arzneien gleichen, die erst den bösen Folgen einer körperlichen Unordnung wehren, und in die Länge, diese Unordnung selbst heben. Der philosophische Laie würde darin bei Wörtern, die der Gebrauch vieldeutig gemacht hat, sich Raths erholen, und der Schriftsteller, der sich darin belehren könnte, daß manche Begriffe, die ihm neu dünken, schon von frühern Denkern nicht

nur gefunden, sondern auch zweckmäßig bezeichnet sind, würde sich der Kosten einer überflüssigen Erfindung überhoben sehen: und so könnte, wie es oft geht, das Uebel die Quelle eines großen Guten, und die Terminomanie unsrer Zeit selbst die Veranlassung weiser Gesetze werden, wodurch die philosophische Sprache wenigstens so genau fixirt würde, als es bei einer Sache, welche der Herrschaft und dem Wechsel der Mode sich nicht ganz entziehen läßt, möglich ist.

IV.

Ueber den Streit der Beschauung und des gemeinen Sinnes.

1797.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die philosophirende Vernunft geräth zuweilen mit dem gesunden Menschenverstande, sonst gemeiner Sinn genannt, in einen wenigstens scheinbaren Widerstreit. So läugnete der Eleatische Zeno die Bewegung, Pyrrho die reale Unterscheidbarkeit der Gegenstände: so erklärte Leibnitz unsere Vorstellungen von der Körperwelt für Sinnenschein, Berkeley unsre Ueberzeugung von ihrem Daseyn für Täuschung, und Hume die Causalverknüpfung für ein Spiel der subjectiven Ideenverbindung und der Gewohnheit: lauter Sätze, welche den Aussprüchen des Menschenverstandes zuwiderlaufen. Die Bestreiter solcher Behauptungen haben sich daher auch, beim Mangel oder bei der Unzulänglichkeit anderer Gegengründe, immer auf diesen letztern berufen. „Es giebt, sagten sie, gewisse Eingebungen des gemeinen Sinnes, von denen alle Menschen bei ihren Urtheilen ausgehen, ohne ihren Ursprung aus einer höhern Quelle nachweisen zu können; Ueberzeugungen, gegen welche die künstlichsten Angriffe der Skepsis nichts ver-

mögen: ein Naturlicht, das nur denen nicht leuchtet, die ihre Augen davor verschliessen, und das allein uns retten kann, wenn die Irrlichter der Speculation uns in Sümpfe und Abgründe verleitet haben." Zu dieser Berufung hielt man sich noch mehr wegen der ewigen Streitigkeiten der speculativen Köpfe berechtigt. „Von den frühesten Zeiten an, sagte man ihnen, streitet ihr, nicht über Kleinigkeiten und Nebendinge, sondern über die größten Angelegenheiten des Menschen, über seine Bestimmung, über die ersten Grundsätze der Moral und des Rechtes, über die Grundlage seiner Erkenntniß, sogar über das Daseyn der Dinge, worauf sie sich bezieht. Das Einzige beinahe, worin ihr übereinstimmt, ist, daß jeder unter euch von der Wahrheit seines Philosophems und der Falschheit des entgegengesetzten eine untrügliche Gewißheit zu haben glaubt. Was würde aus dem menschlichen Leben geworden seyn, wenn man hätte abwarten wollen, bis ihr euch über die Anordnung desselben verstanden hättet, und wenn wir nicht an den Einsichten des gesunden Menschenverstandes, die älter sind, als alle Philosophie, zugleich eine Regel unsrer Handlungen und einen Probierstein eurer Meinungen besäßen?" Die speculativen Philosophen pro-

testiren aber nicht nur gegen die gerühmten Aussprüche des gemeinen Sinnes, sofern man sie ihnen, ohne verstattete Einsicht des Gesetzbuches, als Machtsprüche aufdringen will, sondern sie können auch zum Unglück das nämliche Argument gegen dessen Sachwalter gebrauchen. „Eure Berufung, antworten sie, statt dem Streite ein Ende zu machen, verewigt ihn. Um der Untersuchung unsrer Gründe auszuweichen, weist ihr uns mit unsern Fragen in die weite Welt, an die Menschen aller Zeiten und aller Länder: und verwerft dann wieder einen großen Theil Stimmen, weil diejenigen, welche sie gaben, eurer Meinung nach, nicht ganz richtig im Kopfe waren. Gleichwohl führt jede Parthei die Entscheidungen des Menschenverstandes für sich an: die Atheisten wie die Theisten, die Epikuräer nicht weniger als die Stoiker. Er spricht anders zu Paris, anders zu London; gleich der Pythia, richtet er seine Orakel nach dem Interesse der Fragenden ein. Wie sollen wir uns einem schwachen oder bestochenen Gerichtshofe unterwerfen, wo die Streitenden, ohne auf die Erörterung ihres Rechtes sich einzulassen, immer nur ihre Gegner des Blödsinns bezüchtigen, und die Authenticität des Urtheils anfechten, sobald es ihren Ansprüchen entgegen

ist?" Es wäre ein Scandal der Vernunft, wenn wir zwischen diesen Gründen und Gegengründen unentschieden bleiben müßten, und der Widerspruch sich nicht heben oder beilegen liesse. Geht im Widerstreite die philosophirende Vernunft oder der Menschenverstand vor? oder sind ihre Aussprüche nur gültig, wann sie zusammenstimmen? Dieses muß sich ausmachen lassen, oder wir müssen uns zum Zweifel über die wichtigsten Gegenstände entschliessen.

Die Aussprüche des gesunden Menschenverstandes erklärt man uns zuerst durch dasjenige, was alle Menschen, die bei Sinnen sind, für wahr halten. Da es solcher ausgemachten Wahrheiten nur wenig giebt; so nimmt man bald den Ausspruch des größern Theils, bald, weil auch dieser oft trügt, des vernünftigern Theils zur Richtschnur. Welche sind aber die pars sanior? Diejenigen, sagt man, welche ohne Vorurtheil und Leidenschaft, und mit Reflexion urtheilen. „Dieses würde eine weitläufige kritische Discussion erfordern, die doch nur historische Gewißheit verschaffte." Was in uns selbst vorgeht, sind wir uns am besten bewußt. Also, was wir selbst, ohne vorläufigen Unterricht, ohne Vorurtheil und Leidenschaft, für wahr zu hal-

ten gedrungen sind, das ist der Ausspruch des gesunden Menschenverstandes. „Allein auch die Resultate der philosophischen Untersuchung führen diese Nothwendigkeit, bedingt oder unbedingt bei sich." Die Urtheile des Gemeinsinnes unterscheiden sich dadurch, daß wir uns der Gründe bis auf die letzten nicht deutlich bewußt sind, noch sie in einem vollständigen Räsonnement entwickeln. Diesemnach wäre Ausspruch des gesunden Menschenverstandes, was wir, ohne Einfluß von Vorurtheil, Leidenschaft, oder vorhergehenden Unterricht, nothwendig für wahr erkennen, ohne uns der letzten Gründe deutlich bewußt zu seyn. Einige Schriftsteller setzen das Wesen des gemeinen Sinnes, den sie auch Wahrheitssinn nennen, in der unmittelbaren Wahrnehmung der Wahrheit, d. h. der Uebereinstimmung oder des Widerspruches. Auf diese Art wird er aber mit der Beurtheilungskraft verwechselt, und seine Aussprüche können der philosophischen Vernunft nicht entgegengesetzt werden, da diese bei ihrem Geschäfte der Beurtheilungskraft ebenfalls nicht entbehren kann. Nebstdem mischen sich Schlüsse, obgleich unentwickelt, in die Aussprüche des gemeinen Sinnes ein: welches sich besonders bei unsern moralischen Urtheilen zeigt, denen immer die Anwen-

dung einer Regel auf den besondern Fall zum Grunde liegt, ob uns gleich diese Regel nur undeutlich vorschwebt, und nicht bis auf den höhern Grundsatz zurückgeführt wird. Der Unterschied zwischen dem Menschenverstand und der philosophirenden Vernunft, wie neuere Weltweisen die Beschauung genannt haben, liegt also nicht in einem wesentlichen Unterschiede der Erkenntnißkräfte, welche jedes derselben zu seinem Geschäfte aufbietet: er muß blos in dem Zwecke, der Methode, und den Resultaten gesucht werden.

Der gemeine Verstand erzeugt fürs Erste einen Theil seiner Erkenntnisse ohne Absicht, durch mechanische Aufmerksamkeit und Reflexion: die philosophirende Vernunft arbeitet jederzeit absichtlich. Wo aber auch der gemeine Verstand nach bewußten Regeln verfährt, da ist doch sein Zweck von demjenigen der Beschauung unterschieden. Beide gehen freilich auf richtige Erkenntniß: die Beschauung sucht sie aber um ihrer selbst willen; der gemeine Verstand wegen andrer Lebenszwecke, denen sie untergeordnet ist. Die Erstere verlangt deutlich entwickelte, auf die ersten Gründe zurückgeführte, systematische Erkenntniß; der Letztere begnügt sich, die Verhältnisse der Dinge so weit einzu-

sehen, als es zu seinen anderweiten Absichten nöthig ist: die Thätigkeit des Einen wird durch die Bedürfnisse des Lebens, die Thätigkeit der Andern durch das eigenthümliche Bedürfniß der Vernunft erweckt: daher läßt sich auch begreifen, warum die Künste, in welchen der gemeine Verstand herrscht, überall den Wissenschaften, welche Töchter der Beschauung sind, vorangehen. Die philosophirende Vernunft analysirt die Begriffe, reiht sie nach deutlicher Vorstellung ihrer Merkmale zusammen, und erhebt die ersten Grundsätze durch willkührliche, nach erkannten Regeln verfahrende Reflexion zum klaren Bewußtseyn: der gemeine Verstand entwickelt die Begriffe weniger, sieht die Sachen mehr im Ganzen, und eben darum oft richtiger, und wirkt nach den Gesetzen des Vorstellungsvermögens, ohne sich derselben als Grundsätze klar bewußt zu seyn. So verschieden der Zweck und das Verfahren, so verschieden sind auch die Resultate. Die Erkenntniß, zu welcher wir durch das philosophische Nachdenken gelangen, ist deutlich, und daher mittheilbar: man kann ihre Gründe bis auf die letzten (wenigstens strebt alles Philosophiren dahin) angeben, und unterscheidet dabei die Art und den Grad der Gewißheit: der gemeine Verstand ist weniger pünktlich: er zählt

die Merkmale der Dinge nicht vollständig auf: ob er gleich nie ohne Gründe urtheilt, so kann er doch diese Gründe entweder gar nicht angeben, oder nicht weit hinauf führen, daher auch seine Ueberzeugung nicht einem Jeden mittheilen: er unterscheidet das Gewisse nicht scharf genug vom Wahrscheinlichen, noch die verschiedenen Gewißheiten von einander, indem er von der Art, wie er dazu gelangte, kein klares Bewußtseyn hat.

„Wie ist aber ein Streit zwischen dem gemeinen Verstande und der philosophirenden Vernunft möglich? „So weit beide im Grunde ein und dasselbe durch die nämlichen Gesetze bestimmte Denkvermögen sind, läßt sich kein Widerspruch unter ihnen annehmen. Da aber die Letztere die Totalbegriffe des gemeinen Verstandes zergliedert, die Gesetze, denen er folgt, als Grundsätze aufzustellen, und dessen Geschäft in seine Bestandtheile aufzulösen bemüht ist: so kann es leicht kommen, daß die durch Willkühr geleitete Reflexion, durch eine Abweichung von ihren eignen Gesetzen, Manches übersehe, Manches verwechsele, in ihre deutlichen Begriffe mehr oder weniger lege, als in den klaren vorhanden ist. Alsdann ist begreiflich, wie sie, da die Gegenstände unter ihrer Operation sich geändert ha-

ben, auch ohne Einfluß vorgefaßter Meinungen oder vorsetzliche Sophisterei, von den Aussprüchen des gesunden Menschenverstandes abweichende Resultate erhalten könne.

Moses Mendelssohn giebt in dem schönen allegorischen Traum in seinen Morgenstunden *) der Beschauung und dem gemeinen Sinne die Vernunft zur Schiedsrichterinn. In der That scheint es auch, daß die aus unumstößlichen Grundsätzen nach den Denkregeln urtheilende Vernunft zu diesem Richteramte am geschicktesten sey. Sie kann fürs Erste die ächten Aussprüche des gesunden Menschenverstandes von der Sprache der Vorurtheile und der Leidenschaften am besten unterscheiden: und der Philosoph unterwirft sich unbedingt ihrem Zepter. Eine Mißhelligkeit zwischen ihr und dem gesunden Menschenverstande, sofern die Aussprüche desselben richtig verstanden, und in ihrer rechtmäßigen Sphäre geltend gemacht werden, ist nicht denkbar. Beide gehen von denselben Gesetzen aus, und sind wesentlich eines. Zum Unglück ist aber diese immer richtig zu ihrem Zwecke hinwirkende Denkkraft, die wir hier Vernunft nennen, bisher nichts als eine Abstraction oder ein Ideal, vor

*) S. 165.

dem sich die Wirklichkeit in dem einen mehr, in dem andern weniger entfernet. Wenn man also an die Vernunft appellirt, so appellirt man, (denn so unbescheiden sind nicht Alle, daß sie nur ihre eigne verstehen) doch nur an die Vernunft dieses oder jenes berühmten Mannes, der, so ein großer Denker er seyn mag, ein gebrechlicher Mensch ist, wie wir, und dessen Behauptungen erst vor den Gerichtshof unserer eigenen Vernunft gezogen werden müssen, bevor wir ihnen mit Zuverlässigkeit beipflichten können. Hätten einmal die fortgesetzten Arbeiten der Forscher jenes nicht blos allgemeingültige (welches Philosophem macht hierauf nicht Anspruch?) sondern allgemeingeltende System der menschlichen Erkenntniß, welches alle, die es nur verstünden, durch seine innere Stärke sich unterwürfe, aufgestellt; so möchte man freilich von dort aus einer sicheren Entscheidung entgegensehen, oder vielmehr, es würde nichts mehr zu entscheiden seyn. Denn da der gemeine Sinn auf denselben Gründen fußet, welche in diesem Systeme deutlich ausgeführt wären, so würde aller Streit aufhören. Die Philosophie wäre selbst nichts anders als der in ein System gebrachte Menschenverstand. Da aber dieses beglückte tausendjährige Reich der Philo-

sophie, so süß es sich davon fabelt, doch sobald nicht vorauszusehen ist: so werden wir inzwischen auf andere Mittel zu sinnen haben, die Zwiste, die sich zwischen dem gemeinen Sinne und der Beschauung erheben, abzuthun.

Vor Allem muß das Factum festgestellt seyn: 1) Daß der gesunde Menschenverstand Etwas aussage. Wir sind nur zu geneigt, die partheiischen Behauptungen unsrer Vorurtheile und Leidenschaften ihm beizulegen. Was wir in unsern heitersten Stunden, bei unbefangener Seele, für wahr halten, ohne bei der deutlichsten Einsicht speculativer Einwürfe davon abgehen zu können; das kündigt sich als eine Ueberzeugung des gemeinen Verstandes an. Vorurtheil und Leidenschaft gehen über die Einwürfe hinweg: aber gegen ihre volle Einsicht vermögen sie nichts. Stimmen auch andre Menschen in ähnlicher Lage mit uns überein, so werden wir an unsrer eignen Unpartheilichkeit um so weniger zweifeln. 2) Daß er es in diesem Sinne, diesem Umfange aussage. So würde man der Kantischen Lehre vom Raume den Ausspruch des gemeinen Verstandes ohne Grund entgegensetzen, weil derselbe die Ausdehnung nur den Erscheinungen des äussern Sinnes beilegt, und nach dem, was der Raum an sich ist, gar nicht fragt. 3) Daß

seine Aussage mit demjenigen, was wir bei dem vorsichtigsten Verfahren durch die Beschauung gefunden haben, nicht übereinkomme.

Hier sind nun zwei Fälle wohl zu unterscheiden. Entweder wir können die Aussagen des gesunden Menschenverstandes durch unsre beschauliche Erkenntniß nicht begründen: sie schliessen sich nicht an unser Schulsystem an; oder sie lassen sich mit demselben gar nicht vereinigen. Im ersten Falle bleibt nur das subjective Bedürfniß unsrer Vernunft, ihr Drang, Alles zu einigen, und an deutliche Grundsätze anzuknüpfen, unbefriedigt: dieses kann, nach einer gesunden Logik, kein Grund seyn, einen Satz, der Evidenz mit sich führt, ob wir gleich die Art, wie er dazu gelangt, nicht einsehen, zu bezweifeln. Ein solcher Satz steht freilich in unsrer philosophischen Erkenntniß vereinzelt, und kann, da das Wesen der Letztern im Zusammenhang besteht, zu ihr nicht gerechnet werden: als Philosophen, möchte ich sagen, lassen wir ihn noch zur Zeit dahin gestellt: als Menschen, müssen wir ihn für wahr halten. Gesetzt also, der skeptische Idealist könnte, indem er vom eignen Bewußtseyn, d. h. nach ihm, von seinem Daseyn und dem Daseyn der Vorstellung ausgeht,

sich hieraus das Räthsel vom Daseyn der Aussenwelt schlechterdings nicht auflösen: so würde er darum die Ueberzeugung von der Wirklichkeit dieser Letztern, welche sich dem gemeinen Sinne aufdringt, nicht aufgeben, ob er gleich fortfahren würde, den Dogmatiker zu necken, und das, wovon er selbst innig überzeugt ist, in der Philosophie für bloße Meinung auszugeben. *) Was sich mit Zuverlässigkeit in diesem Falle sagen läßt, ist, daß eine Philosophie, welche die Aussprüche des gesunden Menschenverstandes nicht durchaus begründet, noch unvollkommen ist; daß sie den Forderungen, welche die Vernunft an sich selbst thut, noch nicht Genüge leistet. Ein Philosophem hingegen, das mit dem gesunden Menschenverstande in förmlichem Widerspruche steht, trägt dadurch schon den Charakter der Falschheit an der Stirne. Denn Wahrheit muß mit Wahrheit übereinstimmen, und die Nothwendigkeit des Beifalls,

---

*) Es gilt auch hievon, was Fenelon von der Willensfreiheit sagt: Cette vérité imprimée dans nos coeurs, est supposée dans la pratique par les philosophes même qui voudroient l'ébranler par de creuses spéculations. De l'existence de Dieu. Ch. LXVIII.

welcher die ächten Urtheile des gemeinen Verstandes charakterisirt, ist ein Kennzeichen der Wahrheit. Es muß jenem irgend etwas Falsches beigemischt, irgend etwas dabei versehen, oder einseitig vorgestellt seyn, dessen Berichtigung die Eintracht im Gedankensystem herstellen würde. Wir werden also auch in diesem Falle uns an den unverdächtigen Ausspruch des gesunden Menschenverstandes, und in Rücksicht der Speculation uns so lange in dem Gebiete einer weisen Skepsis halten, bis es uns gelingt, den Widerspruch wegzuräumen. Denn für die Philosophie wird durch jene Entscheidung des gemeinen Sinnes doch nichts gewonnen: er hat in ihrem Reiche nur eine negative Stimme, es sey denn, daß seine Entscheidungen selbst, bei genauerer Reflexion, als ursprüngliche Wahrheiten, als gemeinsame Principien der gemeinen und philosophischen Erkenntniß sich ausweisen. Ich nehme von obiger Regel den Fall aus, wo die Philosophie in den Urtheilen des gemeinen Verstandes einen optischen Betrug, und die Quelle desselben in dem Medium, wodurch, in der Nähe oder Ferne, worin er die Gegenstände sieht, entdeckt, folglich die Nothwendigkeit dieser Urtheile sich in eine Nothwendigkeit des Anscheins auflöst.

Tief in das Wesen unsrer Seele grub die Hand des Schöpfers die Gesetze des Denkens, die Urformen der Erkenntniß, die unabänderliche Richtschnur unsrer Handlungen. Der gemeine Sinn, und die Beschauung sind nur zwei, nach der Verschiedenheit unsres Bedürfnisses berechnete Methoden ihrer Anwendung. Der eine, bestimmt uns im gewöhnlichen Leben zu leiten, für unsre Erhaltung und Sittlichkeit zu wachen, bringt zuerst jene ursprünglichen Formen zu einem dämmernden Bewußtseyn, wirkt schnell und mit inniger Ueberzeugung, wie es seine Bestimmung erfordert, daher man ihn auch analogisch einen Sinn genannt hat. Seine Ueberblicke müssen der langsamern Beschauung vorhergehen, sie wecken, und ihr einen Stoff an die Hand geben. Er urtheilt nach dem Augenmaase; sie mißt und berechnet mit Genauigkeit, erweitert den Gesichtskreis, umfaßt das Allgemeine, sichert durch Aufsuchung der Grundsätze die Anwendung, damit sie nicht in eine fremde Sphäre ausschweife, und sorgt für das höhere und erweiterte Bedürfniß der entwickeltern Menschheit. Vielleicht würde es ihr aber an jener warmen Ueberzeugung, welche die empfindungsähnlichen Urtheile des andern begleitet, fehlen, wenn sie ihn nicht immerdar zur

Seite hätte. Denn er schöpft unmittelbar aus der Quelle, aus der Empfindung und den Gesetzen des Erkennens und Handelns, welche der Mensch im Erkennen und Handeln inne wird, d. i. aus der Quelle des unzertrennlichen Wahren und Guten. Sie bedarf, um zu derselben durchzudringen, des Mediums der Begriffe, welche der Menschenverstand und das moralische Urtheil ihr darbieten. Ihr Geschäft ist es, diese zu entwickeln, und durch eine Reihe von Schlüssen zu den ersten Bedingungen jener Aussprüche hinaufzusteigen. Da sie nun bei dem freien, obgleich methodischen Spiele der Reflexion in den Begriffen sich nicht selten verwirrt, das Medium, wodurch das Wirkliche dem Nachdenken erscheint, für die einzige Wirklichkeit zu halten geneigt ist, oder wenigstens mittelst der Brechung die Wahrheit zwar deutlicher, aber doch geschwächt erblickt; so kann sie leicht, wenn sie das Prototypon aus den Augen verliert oder hinter sich läßt, in der Ueberzeugung schwanken. Eine Stelle in dem Aristäus des Hemsterhuis, ob man gleich die Ausdrücke darin nicht alle buchstäblich nehmen darf, wird diesen Gedanken erläutern. „Der Mensch, sagt er, scheint zweierlei Ueberzeugungen fähig: die eine ist ein inneres, in dem gutbeschaffenen Menschen un-

auslöschliches Gefühl: die andere ist das Werk des Räsonnements, d. i. einer regelmäßigen Arbeit des Verstandes. Die zweite kann nicht bestehen, wenn sie nicht die erste zur einzigen Grundfeste hat: denn wenn wir zu den ersten Grundsätzen aller unsrer Kenntnisse, von welcher Art sie seyen, hinaufsteigen; so kommen wir endlich auf Axiomen, das heißt, auf bloße Ueberzeugungen des Gefühls. . . . . In dem gutbeschaffenen Menschen ist ein einziger Seufzer der Seele, der sich zuweilen nach dem Bessern, dem Künftigen, dem Vollkommenen emporhebt, ein mehr als geometrischer Beweis von der Gottheit.“ *) Wenn aber dem also ist: wozu dient Beschauung, wozu Philosophie? wäre es nicht besser, wir liessen uns am gesunden Menschenverstande genügen? Man könnte hierauf überhaupt antworten, was Kant **) auf den Theil dieser Frage, welcher die Moral betrifft, antwortet: „Es ist eine herrliche Sache um die Unschuld; nur ist es auch wiederum sehr schlimm, daß sie sich nicht wohl bewahren läßt, und leicht verführt wird.“ So unvertilgbar die Liebe

*) Oeuvr. philos. de Mr. F. Hemsterhuis. Tom. II. p. 87. éd. de Paris 1792.

**) Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. S. 22.

zur Wahrheit in unsrer Natur ist; so lieben wir doch nicht nur selbst in gewissen Augenblicken den Irrthum, sondern wir suchen auch, aus Eigennutz, Andere davon zu überreden. Nichts desto weniger muß er, um jenen natürlichen Trieb zu hintergehen, das Gewand der Wahrheit um sich werfen, und durch dialektischen Schimmer blenden. Zu diesen Bemühungen der, uns selbst oder Andere täuschenden Leidenschaften kommt noch die Regsamkeit der sich entwickelnden Vernunft. So wie der Mensch in seiner Kindheit seine Bewegkraft an Allem zu äussern strebt, unbekümmert, ob er dadurch Dinge vom größten Werthe zerstöre: so übt er auch seine Denkkraft, wenn er sich ihrer bewußt geworden ist, ohne sonderliche Rücksicht, an Allem, und vergreift sich, in seinem wilden Spiele, selbst an den einleuchtendsten Wahrheiten. Die Ueberzeugungen des gemeinen Sinnes werden dadurch, wenn gleich nicht umgestoßen, doch erschüttert, und diejenigen, welche, aus Interesse für das Heiligste der Menschheit, ihren Besitz vertheidigen wollen, sehen sich genöthigt, der Vernünftelei auf ihren Irrgängen nachzugehen, und zu den höhern Principien hinaufzusteigen, aus welchen sie widerlegt werden kann. So entstehen die ersten Versuche einer Philosophie aus der

Sophisterei, wie die ersten Gesetze aus der Ungerechtigkeit der Menschen. Sie giebt also die Arzнei für die Speculationskrankheiten des Verstandes: allein es gilt doch von ihr der Spruch nicht: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken", indem, der Erfahrung nach, ihre Lehren mehr als Präservative, denn als Heilmittel sich wirksam beweisen. Die Anzahl derjenigen, welche, ihrer kakochymischen Beschaffenheit wegen, dergleichen Krankheiten zu besorgen haben, ist zum Glück nicht groß: aber die Philosophie ist für sie desto nothwendiger, je leichter sich von ihnen Keime von mancherlei Uebeln in die übrige Welt verbreiten, welche selbst die Lebenskraft des stämmigern Menschenschlages nach und nach untergraben. Wäre dieses aber auch nicht, und wäre die Philosophie nicht Hüterin des gemeinen Sinnes; so würde sie doch einen andern, absoluten Werth behaupten. Es ist freilich einem Jeden zu gönnen, daß er sich an dem Spiele des Lichts auf Wiesen und Feldern ergötze. Es ist aber auch schön, nebst dem die Quelle des Lichts zu kennen, und zu wissen, von wannen und wie es zu uns herabkomme. Die philosophische Sonne sehen wir nun wohl nie in ihrer ganzen Reinheit und Klarheit, und es

ist zu wetten, daß diejenigen, welche sie erblickt haben wollen, ihr in Dünsten abgedrucktes Abbild für sie selbst angesehen haben. Vielleicht taugen überhaupt unsere Augen dazu nicht: vielleicht würde sie uns der Empfänglichkeit für jenes gemäßigte Licht, welches unser Erdenleben erfordert, berauben. Indessen hat es doch glückliche Sterbliche gegeben, welche den rechten Augenblick aussahen, wo einige ihrer Strahlen durch die Oeffnung des vor ihr gaukelnden Gewölkes schossen, oder wo sie gar einen Theil ihrer Pracht enthüllte, und solche Augenblicke wollten sie nicht um Jahre hingeben. Ohne Bild: In dem Menschen regen sich, nachdem die Zwecke der Thierheit befriedigt, und die Anstalten für ihre Sicherheit getroffen sind, höhere, aus der Vernunft entspringende Bedürfnisse, das Bedürfniß des Schönen, und das Bedürfniß des Wahren. Das letztere kann nur durch ein an seinen Principien, als erstem Ringe befestigtes, verkettetes System deutlicher Erkenntniß vollkommen befriedigt werden. Der Trieb hiernach äussert sich mehr oder weniger bei allen Menschen von unverkrüppelter Organisation, wofern nicht die Sorgen für das thierische Leben und die Last der Geschäfte ihn niederbeugen, oder die Zerstreuungen eines sinn-

lichen Lebens ihn ersticken. Man müßte dem Menschen seine Perfectibilität nehmen, wenn man ihn hindern wollte, von der undeutlichen zur deutlichen Erkenntniß fortzuschreiten, und seinen Trieb zur Vervollkommnung, wenn er die Letztere nicht vorziehen, und sich darin andere Gränzen setzen sollte, als welche ihm die Natur gesetzt hat. Freilich mag der Philosoph den genügsamen Verstand des gemeinen Mannes um seine volle und warme Ueberzeugung eben so gut beneiden, wie der Mensch im Schooße der Cultur den Naturmenschen um seine glückliche Unwissenheit, die Einfachheit seiner Bedürfnisse, und die Freiheit des Waldlebens, oder die Frau von Stande die Bäuerin um ihre vollen, rothen Backen und ihren gesunden Appetit zuweilen beneidet. Dem Nachdenken entsagen, und auf die Eingebungen des gemeinen Sinnes sich einschränken, wird er eben so wenig wollen und können, als der Londoner Rentenierer sich auf einer Südseeinsel niederläßt, oder die Gräfin, ausser dem Maskenballe, die Freuden des Hofes mit dem Schäferleben vertauschen wird. Wenn also der Mensch von den Früchten des Baums speculativer Erkenntniß einmal verkostet hat; so ist es vergebens, ihn zur ursprünglichen Einfalt zurückzurufen: so

wird er und soll der erhabenen Idee der Philosophie immerfort nachstreben; bis er entweder jenes non plus ultra des Wissens, welches bisher jedes Jahrhundert entdeckt zu haben wähnte, und jedes folgende unrichtig bestimmt fand, wirklich erreicht hat, oder bis ihn die Resultate der zu diesem Ende angestellten Untersuchungen überzeugen, daß dasjenige, was er sucht, eben so wenig, als der berühmte Stein der Weisen, zu finden sey. Bis dahin werden sich die speculativen Köpfe immer in zwei Partheien trennen: die Skeptiker, die ohne sich für Feinde des gemeinen Sinnes auszugeben, die Fundamente desselben zu zerstören, und die Dogmatiker, welche seine Aussprüche zu begründen oder zu berichtigen suchen. Die Arbeiten der einen wie der andern beweisen, daß die Aufgabe der Philosophie ein natürliches Interesse für uns habe: ohne dieses würden weder die einen suchen, und ihres vermeinten Fundes sich so sehr freuen: noch die andern der Ohnmacht der menschlichen Vernunft spotten. Das Verfahren der einen wie der andern beweist, daß es Fragen gebe, die über die Sphäre des gemeinen Sinnes gehen. Freilich müssen die letzten Resultate der philosophischen Forschungen, wenn überhaupt Philosophie keine Chimäre ist,

mit den Aussprüchen des Letztern zusammentreffen.

Der gemeine Verstand gleicht der natürlichen Sehkraft des Auges: die Philosophie einem Sehrohre. Erblindet das Auge: so nützt mir das Sehrohr nichts: aber wenn ich dadurch einen Gegenstand deutlicher wahrnehme, warum sollte ich es verschmähen? Ich werde es nicht gebrauchen, um dasjenige zu entdecken, was mir vor den Füßen liegt: auch werde ich ihm nicht leicht trauen, wenn es mir das gerade Widerspiel von dem, was ich mit bloßem gesundem Auge sehe, zeigt. Freuen aber werde ich mich, wenn ich dadurch Umrisse, Farben, und Theile genauer unterscheiden kann. Vor Allem laßt uns jedoch das Gesicht bewahren, damit wir des Sehrohrs nicht zu oft bedürfen, und es mit Nutzen gebrauchen mögen.

Die Philosophie ist sogar nothwendig, um den Verstand gesund zu erhalten oder wiederherzustellen. Sie ist das eigentliche Mittel, vor Vorurtheilen und Täuschungen ihn zu bewahren, oder von solchen zu befreien. Was ihre Probe nicht besteht, werde als un-

ächt ausgestoßen. Nur muß man sich hüten, daß sie nicht, wie Bayle ihr vorwirft, nachdem sie als ätzendes Pulver das faule Fleisch weggebeizt hat, das gesunde und die Knochen angreife.

V.

Ueber die Ursachen der langsamen Fortschritte der reinen Philosophie.

Die Logik, welche die Sophisten eine Zeitlang mit ihren Spitzfindigkeiten verwirrt und erschüttert, Sokrates und Platon hierauf befestigt und ausgebildet hatten, wurde von dem einzigen Aristoteles als Wissenschaft vollendet. Die scharfsinnigen Bemühungen der nachfolgenden Philosophen konnten von seinen Erfindungen wohl Manches, was durch die Veränderung des Zeitgeistes seine Nützlichkeit verlohren hatte, wegschneiden, aber Methode und Deutlichkeit abgerechnet, nichts hinzuthun, was der Mühe gelohnt hätte, oder nicht der Wissenschaft fremd wäre. Die Mathematik gieng erst bei den Griechen, dann, als nach vielen Jahrhunderten der Eifer für dieselbe wieder erwachte, bei den Neuern so schnellen und sichern Schrittes fort, daß man sie mit Recht als das rühmlichste Denkmal des menschlichen Scharfsinnes, welches allein die Wissensfähigkeit des Menschen beweisen würde, betrachtet. Die Naturlehre, deren mögliche Fortschritte in das Unendliche gehen, ist in andert-

halb hundert Jahren, unter Leitung der Erfahrung und der Mathematik, auf ewige und so sichere Fundamente gebauet worden, daß widerstreitende Hypothesen der Physiker vielleicht nur die Gränzen der Erfahrung und Berechnung bezeichnen, und, da sie für nichts mehr gelten, als was sie sind, wenigstens dem Fortgange der Wissenschaft nicht weiter hinderlich werden können. Daher ist hier nirgend mehr von dem peripatetischen Abscheu vor dem Leeren, von cartesianischen Wirbeln, noch von andern Undingen die Rede: die Mathematiker disputieren über nichts, ob sie gleich Manches nicht wissen; und die Chicanen der Sophisten sind längst der Spott der Logiker geworden.

In demjenigen Theile der Philosophie hingegen, der sich mit den ersten Grundlagen der theoretischen und praktischen Erkenntniß beschäftigt, werden nicht nur beinahe alle, bei den Griechen in der Wiege der Philosophie entstandene Streitigkeiten fortgeführt, sondern sie sind auch durch die Verfeinerung der Speculation merklich vermehrt worden; ein offenbarer Beweis, daß die Vernunft in der Entwickelung dieser Grundsätze weniger glücklich war. Dieses hat mich veranlasset nachzusinnen, was doch wohl an den langsamern Fortschritten des menschlichen Geistes

in diesem Theile der Philosophie (nach der Meinung der neuern deutschen Philosophen, der eigentlichen Philosophie) Schuld seyn möge. Meinen Befund lege ich mit wenig Worten und summarisch vor.

Ein Haupthinderniß des schnellern Fortganges liegt in der Schwierigkeit des Gegenstandes. Denn die Klage des Demokritus: die Wahrheit stecke in einem tiefen Brunnen, wo niemand ihrer ansichtig werden könne, betrifft vorzüglich jene ersten Grundsätze der theoretischen und praktischen Erkenntniß. Sie geben an sich schon zu tausend Mißverständnissen Anlaß: die Mißverständnisse haben den Schulstreit von jeher genähret, und der Schulstreit hat hinwiederum die Mißverständnisse vervielfältigt. Sie liegen an der äussersten Gränze des menschlichen Verstandes, welche die eroberungssüchtige Einbildung so gern überfliegt, ohne ihres Irrthums gewahr zu werden, weil sie jenseits auf keine Wirklichkeit trifft, die sie aus dem Traume weckt. Wer dieselben mit Erfolg untersuchen will, muß mancherlei Kenntnisse, in nicht gemeinem Grade, besitzen, und doch sein ganzes bisheriges Wissen bis auf Weiteres als Vorurtheil ansehen, seine Aufmerksamkeit den Objecten entziehen, und auf sich selbst und die Begriffe be-

ten, mit ausser dem Sinnengebiete liegenden Universalien sich beschäftigen, langsam und bedächtig von einer Stufe zur andern schreiten, ohne eine mittlere zu überspringen, nur darauf sehen, was folgerecht, nicht wie es beschaffen sey, hiebei selbst die Aussprüche des Menschenverstandes eine Zeitlang auf die Seite setzen, und doch nach vollendeter Denkarbeit das Gefundene an die Richtschnur des gemeinen Sinnes halten, und, wenn es nicht paßt, aus Besorgniß zu irren, das Ganze noch einmal mit verdoppelter Anstrengung überarbeiten und ausbessern, kurz, niederreissen, bauen, rund machen, was eckig war, bis etwas Beruhigendes herauskommt. Alles dieses erfordert eine brennende Wahrheitsliebe, die selten ist, ein noch seltneres Genie, und einen mühseligen Fleiß, eine geduldige und ausharrende Arbeitsamkeit, deren Verbindung mit großen Geistesgaben das Seltenste ist, was man unter Menschen antrifft.

Die stärksten Triebfedern, etwas Schweres zu unternehmen, sind Lobbegierde und Hoffnung der Belohnung. Der Ruhm aber, welchen die Verbesserung der Metaphysik bringt, ist von den Mauern der Schule umschränkt, und an Belohnung ist dabei gar nicht zu denken. Die

Ursache hiervon liegt wohl darin, daß die Anzahl derjenigen, welche mit Einsicht über diese Wissenschaft urtheilen können, so gar gering, und der Nutzen derselben in Befestigung alles übrigen Wissens und in Verhütung des Irrthums zwar unläugbar, aber doch nicht so offenliegend ist, daß ihn Uneingeweihte wahrnehmen könnten. „Allein, wird man sagen, sind denn deren mehr, welche die Beweise der Mathematik, besonders der höheren, fassen?" Allerdings fassen sie nur Wenige: die darauf beruhenden nützlichen oder bewunderungswürdigen Erfindungen in der Mechanik, Optik, Astronomie, dem Seewesen, der Kriegskunst aber sieht Jedermann. Was der Physiker mit Anstrengung beobachtet, scharfsinnig versucht und ausdenkt, können auch Frauen und Weltleute, wenn es einmal entdeckt ist, begreifen und den Nutzen davon einsehen. Daher sind die Namen großer Mathematiker und Physiker in Aller Munde; Vornehme und Regenten glauben das Studium dieser Wissenschaften, als eine Sache von offenbarem und sicherm Ertrag, durch Belohnungen aufmuntern zu müssen. Der Metaphysiker hingegen schätzt sich glücklich, wenn er unter den Stubengelehrten einen kleinen Namen sich erwirbt, wenn die übrige Welt, der die

Fragen, die ihn so ernstlich beschäftigen, nicht einmal in den Kopf kommen, ihn für einen unschädlichen Narren hält, und wenn es ihm gelingt, der Verläumdung von Seiten derjenigen, denen er ihre Zirkel etwa verwirret, zu entgehen. Da der Gegenstand so schwer, der Lohn so gering ist; so muß man durch einen unwiderstehlichen Trieb des Geistes zur reinen Philosophie hingezogen werden, wenn man derselben sein Leben widmet. Man darf daher dem menschlichen Geschlechte Glück wünschen, daß Männer wie Platon, Aristoteles, Leibnitz, Kant die Zwischenräume von Jahrhunderten bezeichnen, und sich nicht wundern, wenn auf so unwegsamem Boden die Lullus, Jordan Bruno, Hobbes, Spinoza schwer, aber zum Vortheile der Welt, gefallen sind.

Die dritte Ursache ist: Fehler in andern Fächern lassen im Fortgange der Arbeit selbst leicht sich entdecken und verbessern. Denn unrichtige Beobachtungen werden durch richtigere neue widerlegt: was aus solchen fehlerhaft geschlossen ist, stimmt mit den zu erklärenden Erscheinungen nicht überein: der Mathematiker wird seines Verstoßes durch das Resultat, die Folgen, den Augenschein, die Messung überführet. In der reinen Philosophie hingegen läßt man des

begangenen Versehens weder durch die Erfahrung sich überweisen, die man selbst nach den Grundsätzen der ersten modelt; noch wird man dessen durch Anschauung inne, da die behandelten Gegenstände der Anschauung entgehen; auch die Regel des gemeinen Sinnes hilft wenig zur Berichtigung, da der philosophische Denker sie entweder verschmähet, oder seinen Absichten anzupassen weiß. Zu dem sind die meisten Philosophen zu scharfsichtig, um handgreifliche Widersprüche zu lehren. Der größte Fehler liegt darin, daß man willkührlich angenommene Sätze mittelst des Glanzscheins zweideutiger Terminologie oder durch Zirkelbeweise, die in ein ganzes System eingeflochten nicht leicht zu ertappen sind, für gewisse und nothwendige Wahrheiten giebt, und Hypothesen in eine Wissenschaft bringt, in welcher sie, wie man selbst behauptet, zu den verbotenen Waaren gehören. Solche Gebrechen lassen nur bei einer genauen, beinah minutiösen, wiederholten Prüfung des ganzen Lehrgebäudes sich wahrnehmen.

Die letzte und vorzüglichste Ursache der langsamen Fortschritte dieser Wissenschaft ist Unkunde des Weges, der zur Entscheidung führet, und des Zieles, nach welchem Alles gerichtet seyn

muß. Daher hofften Manche, die Quelle der gesammten Erkenntniß ausfindig zu machen, wenn es ihnen gelänge, die Urelemente der Dinge zu bestimmen; Andere sahen wohl ein, daß es gewisse, allem Wissen zum Grunde liegende Principien gäbe: sie begnügten sich aber solche ohne Methode auf Gerathewohl aufzugreifen: Andere entlehnten diese Grundsätze, auf denen selbst die Erfahrungserkenntniß beruht, von der Erfahrung; noch Andere behaupteten, sie wären eingehaucht oder angebohren, d. i. wir wären zu einer nothwendigen Unwissenheit in Rücksicht ihres Ursprungs verdammt, und suchten die weite Kluft, die sich nun zwischen den Dingen und der Erkenntniß derselben öffnete, durch sinnreiche Dichtungen auszufüllen. Erst nach langer und vielfältiger Irrfahrt auf stürmischem, klippenvollem Meere, lernte man durch traurige Schiffbrüche und fehlgeschlagene Versuche der Vernunft einsehen, daß es in der reinen Philosophie so wenig wie in der Naturlehre auf Rathen ankomme, und daß der Ursprung der Erkenntniß in dem menschlichen Verstande, worin sie ihren Sitz hat, selbst und allein aufzusuchen sey. Es ist möglich, daß etwas schwärmerische Köpfe von dieser Königsstraße abweichen, und sich in die anmuthigen

Auen und Schattengänge der Phantasie verlieren: die bessern werden aber gewiß bald auf dieselbe zurückkehren, und es ist nicht zu besorgen, daß man, nun der rechte Weg wenigstens gefunden ist, lieber Meteoren in die Sümpfe nachlaufen, oder durch Dornhecken und Sandwüsten der Scholastik sich werde schleppen wollen; welches um nichts besser wäre, als zu der Eichelkost zurückkehren, nachdem man Brod backen gelernt hat.

Alters und Schöpfungskraft der Phantasie, verstei-
nen; die besseren werden aber gewiß bald auf
dieselbe zurückkehren, und es ist nicht zu besor-
gen, daß man, wenn der rechte Weg wenigstens
gefunden ist, lieber Irrlichtern in die Sümpfe
nachlaufen, oder durch Dornhecken und Sand-
wüsten der Scholastik sich mehr schleppen wol-
len; welches um nichts besser wäre, als zu der
Eichelkost zurückzukehren, nachdem man Brod
backen gelernt hat.

VI.

Ueber die

Schlüsse aus Analogie.

Ein großer Theil unsrer Erfahrungsschlüsse ist analogisch. Es ist also der Mühe werth, den Grundsatz, die Erfordernisse, die verschiedenen Arten, den Gebrauch und Mißbrauch solcher Schlüsse mit etwas mehr Genauigkeit, als in den bisherigen Lehrbüchern der Logik geschehen ist, zu untersuchen.

Das Wort Analogie ist aus der Mathematik entlehnt, in welcher es die Gleichheit der Verhältnisse bedeutet. Da diese das Einzige sind, wodurch Größen für den Verstand unterscheidbar sind, und doch bei der völligen Gleichheit derselben noch eine Verschiedenheit in der Anschauung Statt findet; so hat sie Größen, deren Verhältnisse gleich sind, ähnlich genannt. Aus Aehnlichkeit und aus Analogie schliessen, ist daher in der Mathematik einerlei. Da die Grundsätze, worauf der Mathematiker hier bauet, vollkommen gewiß sind, und die daraus gezogenen Folgerungen mittelst des Satzes des Widerspruches, der die Form des Vernunftschlusses

bestimmt, ihre Evidenz haben; so forderten diese Schlüsse der Mathematiker kein besonderes Capitel in der Logik, und sie sind daher unter den Schlüssen aus Analogie, wovon sie handelt, gar nicht gemeint.

Nach dem Beispiele der Mathematiker nennt man auch in der Philosophie Dinge analogisch, wenn unter ihnen Aehnlichkeit, aber keine vollkommene Gleichheit (Identität) herrscht. So reden wir von einer Analogie in der Geistesbildung, den Sitten, der Sprache zweier Völker, obgleich in allen diesen Stücken noch eine merkliche Verschiedenheit zwischen ihnen obwaltet. So sagen wir, daß bittere oder metallartige Arzneimittel analoge Wirkungen haben, obgleich jede derselben etwas Eigenthümliches hat. Schlüsse aus Analogie sind also solche, die auf Aehnlichkeit beruhen. Man bezeichnet hiemit zwei Arten von Schlüssen.

I.

Die erste Art hat Kant zuerst untersuchet, und, unter der Benennung: Analogieen der Erfahrung, als einen Grundpfeiler der menschlichen Erkenntniß betrachtet. Sie besteht darin, daß wir aus der Gleichheit der Verhältnisse auf das Daseyn von etwas schliessen, welches diese Verhältnisse begründet, und welches wir nun in der

Erfahrung aufsuchen. Sie lassen sich vergleichen mit denjenigen der Mathematiker, wo aus der Aehnlichkeit die Größe bestimmt wird. Z. B. $\triangle ABC \sim \triangle abc$; also $bc = \frac{ab.\ BC.}{AB}$

Allein es ist dabei der Unterschied, daß erstens durch jene nur das Daseyn des vierten Verhältnißgliedes, nicht aber seine Beschaffenheit, wie dort seine Größe, erschlossen wird: und zweitens zu diesem Schlusse nur ein einziges Glied nebst den Verhältnissen bekannt zu seyn braucht. Es beruhen nämlich, nach der Kantischen Theorie des Erkenntnißvermögens, diese Schlüsse auf einer gegebenen Erscheinung, deren Verhältnisse zu einer andern, vermöge der Grundsätze des reinen Verstandes, die daher Analogieen der Erfahrung heissen können, als nothwendig eingesehen werden. Setze man den Grundsatz voraus: „wie sich verhält das Wechselnde in der Erscheinung zum Beharrlichen, so das Accidens zum Subject:" so dürfte nur ein Wandelbares gegeben seyn, um zu wissen, daß, gleichwie das Wechselnde nur am Beharrlichen angeschaut werden könne; so auch das, was man sich als Accidens vorstellen solle, als etwas dem Subject Inhärirendes gedacht werden müsse, und folglich nur das Beharrliche in der Erscheinung, worauf jenes

Wandelbare sich beziehet, unter den Verstandesbegriff Subject passe. Dieses beharrliche Subject selbst ist aber etwas Unbekanntes gleich x, und muß erst in der Erfahrung entdeckt oder gemuthmaßt werden, z. B. die elektrische Materie, die magnetische Flüssigkeit. Eben so schliesse man aus dem Grundsatze: „wie sich verhält die Veränderung als ein Nachfolgendes zu irgend einem Vorhergehenden; so die Wirkung zur Ursache:" bei jeder gegebenen Veränderung auf eine Ursache. Aus dem Grundsatze: „wie sich verhält das zugleich Vorhandene zu einander in der Reihenfolge der Vorstellungen: so die Ursachen und Wirkungen der Erscheinungen zu einander": bei allem, was zugleich ist, auf Wechselwirkung. Die Gültigkeit dieser Schlüsse hängt von der Richtigkeit jener Grundsätze ab, welche in der Untersuchung des Erkenntnißvermögens deducirt oder widerlegt werden müssen. Stehen jene fest, so gehen diese in ihrer Form ebenfalls logisch sichern Schrittes einher: daher die Logik, nachdem sie die Regeln des Vernunftschlusses geliefert hat, um solche sich nicht weiter bekümmert.

II.

Wir schliessen aber auch aus Aehnlichkeit, wenn wir von der wahrgenommenen Ueberein-

stimmung in einigen Stücken auf eine bisher nicht wahrgenommene in andern, schliessen, z. B. aus der Uebereinstimmung der Gesichtsbildung, der Blicke, der Geberden, des Tones zweier Individuen auf Uebereinstimmung ihres Charakters: aus der Aehnlichkeit der Theile und der Einrichtung zweier Gebäude auf eine ähnliche Bestimmung. Ist uns daher der Charakter und die Bestimmung des einen bekannt, so legen wir solche, zufolge der Analogie, auch dem andern bei. Man sieht leicht, erstens, daß diese Schlüsse, ihrer nächsten Quelle nach, empirisch sind; denn sie gehen von dem in der Erfahrung Gegebenen aus, und erwarten ihre Bestätigung von der Erfahrung, die selbst nur zufällige Wahrheiten gewähret: zweitens, daß wir dabei auf der Aehnlichkeit, sofern dieselbe auch ein Verhältniß zwischen Dingen ist, fußen, und daraus zunächst dasselbe Verhältniß in Hinsicht andrer Beschaffenheiten, die in einem der verglichenen Gegenstände angetroffen werden, hiermit aber das Daseyn dieser Beschaffenheiten selbst in dem andern folgern. Man könnte diese Schlußart mit derjenigen in der Mathematik vergleichen, wo man aus einer gegebenen Proportion eine andere folgert. Hierbei ist aber wieder der große Un-

terschied, daß der mathematische Schluß unumstößliche Gewißheit, und die Regeln der Proportion, worauf er beruht, volle Evidenz haben; dagegen der empirische Schluß aus Analogie weder so große Ansprüche macht, noch sein letzter Grund so leicht einzusehen ist.

Der Grundsatz, wovon wir bei allen analogischen Erfahrungsschlüssen ausgehen, ist: wenn Gegenstände, der Erfahrung nach, in mehrern Stücken übereinstimmen, so sind wir berechtigt anzunehmen, daß sie auch in den übrigen übereinstimmen werden, worüber uns die Erfahrung noch fehlt. Man sieht es diesem Grundsatze leicht an, daß er selbst von einem höhern abgeleitet seyn müsse: denn er erregt gleich die Frage: warum sind wir berechtigt dieses anzunehmen? Der Grund hiervon liegt nicht in einem nothwendigen Zusammenhange der Merkmale der Dinge, dergleichen zwischen den grundwesentlichen Merkmalen unter einander, dann zwischen diesen und den Attributen Statt findet. Z. B. wenn Etwas ein Körper ist, so weiß ich auch, daß es im Raume ausgedehnt, solid, empfindbar sey: nicht weil in meiner bisherigen Erfahrung diese Merkmale verbunden waren, und also wohl auch in diesem Falle bei

einander seyn werden, sondern weil sie unzertrennlich verknüpft sind, und ohne sie kein Körper denkbar ist. Wo wir diesen Zusammenhang einsehen, da bedarf es keines analogischen Argumentes. Es findet also nur dort seine Anwendung, wo die Verbindung mehrerer Merkmale für unsre Einsicht noch zufällig ist: z. B. eine gewisse Gesichtsbildung steht mit einem gewissen Charakter in keiner nothwendigen Verknüpfung, wenigstens sehen wir diese Verknüpfung nicht ein. Schliessen wir also von dem Daseyn der erstern in einem bestimmten Subjecte auf das Daseyn des letztern, weil dieses Aeusserliche und Innerliche bei einem oder verschiedenen andern Subjecten zusammentrafen; so ist der Schluß analogisch. Wo inzwischen die Zufälligkeit der Verbindung ausgemacht ist, da fällt das Schliessen nach Analogie hinweg. Niemand schließt, weil ein Mensch von diesem Charakter, dieser Gesichtsbildung, diesem Stande reich ist, daß ein andrer von ähnlichen Beschaffenheiten auch reich seyn werde; oder weil zwei Menschen Warzen im Gesichte haben, daß sie einander in der Denkungsart gleichen. Der Schluß aus Analogie setzt also eine so geartete Verbindung von Merkmalen voraus, daß wir weder für ihre Zufälligkeit

noch für ihre Nothwendigkeit einen hinlänglichen Grund haben. Schliessen wir nun doch von dem Daseyn des einen auf das Daseyn des andern; so kann dieses nur in der Voraussetzung geschehen, daß sie nach einer Regel verbunden seyen, obgleich wir den Grund dieser Regel nicht einsehen. Der erste Grund alles analogischen Schliessens ist also die Voraussetzung, daß in der Welt Alles nach Regeln verbunden sey, unter eine Regel gehöre: und die Frage von der Rechtmäßigkeit dieser Schlüsse reducirt sich also auf die Frage: was berechtigt zu dieser Voraussetzung? Vielleicht der Glaube an einen verständigen Urheber der Welt, welcher darin Alles zweckmäßig angeordnet hat? Allein zu geschweigen, daß man die Ueberzeugung vom Daseyn desselben gewöhnlich erst durch den regelmäßigen Zusammenhang der Dinge, und diesen zum Theil durch die Analogie begründet; so ist die analogische Art zu schliessen nicht den Theisten allein eigen: der Atheist bedient sich ihrer so gut, wie wir, und wir selbst dort, wo es um Einsicht der natürlichen Ursachen, also nicht um Erklärung aus Endabsichten zu thun ist. Auch läßt das System von Zwecken, welches wir mit der Idee eines verständigen Urhebers in dem Weltall annehmen, eine unend-

liche Menge untergeordneter Zwecke, und eine unendliche Mannichfaltigkeit der Zusammensetzung in Absicht der Mittel zu. Wenn also gleich, den Absichten des Schöpfers gemäß, in der Welt Alles nach Regeln verbunden ist; so können diese Regeln doch unendlich mannichfaltig seyn. Hiermit stimmt auch die Erfahrung überein. Unübersehbar ist die Verschiedenheit der Geschöpfe, unübersehbar verschieden also die Combination ihrer Eigenschaften, worauf die unerschöpflichen Abtheilungen derselben in Classen, Ordnungen, Gattungen, Arten, Geschlechter, Varietäten beruhen. Ausserdem haben auch die Individuen ihre bleibende, unterscheidende Charakteristik. Was wird nun bei dieser Mannichfaltigkeit von Regeln aus dem Schlusse werden, daß, weil gewisse Dinge in einigen oder den meisten Merkmalen übereinstimmen, sie auch wohl in andern übereinstimmen werden? So groß die Uebereinstimmung der Geschöpfe auf der einen Seite ist, so sehr sie durch gewisse generische Merkmale einander sich nähern; so sehr entfernen sie sich von einander durch specifische und individuelle Unterschiede.

Wir müssen also den Rechtfertigungsgrund der gedachten Schlüsse anderswo suchen.

Die erste Veranlassung dazu giebt die Association, aus welcher entspringt die Erwartung ähnlicher Fälle, das Analogon der Vernunft bei Kindern und Thieren. Diesem zufolge geschieht es, daß, wenn gewisse Merkmale in einer Sache mit einem dritten verbunden waren, nun eine ähnliche Verbindung auch bei andern Dingen, an denen jene Merkmale anzutreffen sind, vorgestellt wird. Die Vögel picken nach der gemalten Traube des Zeuxis, und das Kind will die auf Art eines Buches geformte Büchse aufschlagen. Nebst dem liebt die Seele die Aehnlichkeit; sie spüret ihr überall nach, und vermuthet sie gern, auch wo sie nicht in die Augen fällt. Association kann aber kein Fundament zu schliessen seyn, und die Vernunft, statt ihr nachzugehen, muß dem Einflusse des hieraus entspringenden Scheins abzuwehren suchen. Auch die Bemerkung, daß uns die Erwartung ähnlicher Fälle unter solchen Umständen selten betrogen habe, bringt uns nicht weiter. Merkmale, die 99 Mal zusammentrafen, können das hundertste Mal getrennt seyn, wenn kein innerer Grund sie zusammenhält.

So wie der Mensch sich entwickelt, erhält die Vernunft die Herrschaft über sein reflexes Denken, und sie leitet ihn auf dem nämlichen

Wege fort, auf welchen ihn der Mechanismus der Einbildung hintrieb. Man hat bisher, zur Rettung der Experimentalschlüsse, zwei Wege versuchet, ihr Verfahren in diesem Betreff zu erklären. 1) Aus dem logischen Gesetze der scientifischen Gewißheit*): dieses erfordert die vollständige Reihe der Fälle zur Festsetzung einer allgemeinen Erfahrungswahrheit. Eine Anzahl gegebener Fälle, sagt man, ist ein Theil des vollständigen oder zureichenden Grundes. Wie sich dieselbe verhält zur Gesammtheit der Fälle, d. i. zum Totalgrunde; so die Wahrscheinlichkeit des allgemeinen Satzes zur Gewißheit. Angewandt auf die Analogie folgt hieraus: je größer die Anzahl der Fälle, in welchen ein Merkmal mit gewissen andern verbunden war, desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß es zu einem generischen oder specifischen Charakter mit denselben gehöre, und die Aehnlichkeit in diesen die Aehnlichkeit in jenem nach sich ziehe. Bei Berechnung von Tontinen, Sterbecassen, Lotterieen u. d. g. ist diese Regel daraus leicht einzusehen, weil man hier unter Wahrscheinlichkeit von Gewinn oder Verlust nichts anders, als das Verhältniß der möglichen Fälle des einen und des

---

*) Mendelssohns philos. Schrift. Th. II, 4.

andern versteht. Auch bei den Experimentalschlüssen, wo es lediglich auf die Anzahl ähnlicher Daten ankommt, kann sie mit Sicherheit zum Grunde gelegt werden. Allein der angeführte logische Satz ist dann nicht hinreichend, die Anwendung zu begründen. Denn erstens ist die Menge möglicher zukünftigen Erfahrungen unendlich, wenigstens unbestimmbar, folglich incalculabel, daher das Verhältniß der jedesmal gegebenen Gründe zur Totalität nicht auszumitteln. *) Zweitens, diese wären auch nur ein Grund für eine particuläre Wahrheit. Die allgemeine empirische Wahrheit ist die Summe aller einzelnen; die vollständige Aufzählung jeder einzelnen ihr zureichender Grund: irgend ein größerer oder kleinerer Theil der einzelnen, als solcher, ist gar kein Grund für dieselbe: nur so fern könnten die gegebenen Fälle für die Aehnlichkeit der noch zu gebenden ein Vorurtheil machen, als sich daraus ein innerer Zusammenhang der in der Erfahrung zusammengefundenen Merkmale oder Begebenheiten vermuthen liesse. Drittens, der scharfsinnige Platner **) leitet diese Schlüsse aus folgender Regel der menschlichen

*) Mendelss. l. c. S. 194. Anmerk. **

**) N. A. I. 596. 597.

Denkart: wo die meisten der Dinge sind, welche einer Sache bei, vor, oder nachzugehen pflegen, da wird die Sache selbst seyn: her, und sucht den Grund hiervon in der Voraussetzung einer gewissen Regel in der Natur, und einer hiervon erwarteten Selbstgleichheit derselben in der Form und Aufeinanderfolge der Dinge. Da sich weder an der Annahme jener Regel, noch an dem Zusammenhange derselben mit jener Voraussetzung zweifeln läßt; so kommt es nur, wie ich bereits bemerkt habe, darauf an, was uns zu dieser Voraussetzung berechtige? Die Erfahrung, wird man vielleicht antworten. Versteht man dadurch bloß die Wahrnehmung? Diese lehrt freilich, daß gewisse Dinge öfters, gewöhnlich sich beisammen finden: Verknüpfung, Regel werden erst hieraus gefolgert. Den Inbegriff und nothwendigen Zusammenhang der Erscheinungen? Dieser ist aber eben das Object jener Experimentalschlüsse.

Nur so fern ist für uns eine Natur, eine Erfahrungswelt vorhanden, als es eine Verknüpfung unter den Erscheinungen giebt. Darauf sind die ursprünglichen Begriffe und Anlagen des Verstandes berechnet, die wir durch ein weiterhin unerklärliches Gesetz auf die Dinge überzutragen, und diese jenen entsprechend zu den-

ken genöthigt sind. Diese Verknüpfung durch Verallgemeinerung der Begriffe und Auffindung der Naturgesetze zu vollenden, ist das Geschäft der Vernunft, deren höchstes Ziel im Denken ein Maximum der Einheit der Erkenntniß ist. Dieses thut sie auf eine völlig befriedigende Art, wo Sinne und Verstand ihr vorgearbeitet, und Erfahrung zu Stande gebracht haben, wo es also nur darauf ankommt, zu den besondern Erkenntnissen und den niedern Regeln die höhern Bedingungen und Grundsätze im Vorrathe des Verstandes aufzusuchen, und durch Schlüsse zu verketten. Wo aber dieses nicht ist, da sucht sie durch vorläufige Urtheile die Lücken der Erfahrung auszufüllen, indem sie nach ihrem eignen Gesetze die Gegenstände verknüpft, so lange dieser Verknüpfung durch die Erfahrung nicht widersprochen wird. Aus dieser subjectiven Beschaffenheit des Erkenntnißvermögens, und insbesondere der Vernunft, entspringt demnach die Voraussetzung, daß in der Welt Alles einer Regel unterworfen sey, und die Erwartung derjenigen Selbstgleichheit der Natur, welche den analogischen Schlüssen zum Grunde liegt.

Daraus läßt sich erklären: 1) Warum der analogische Schluß desto zuverlässiger sey, in

je mehrern Merkmalen die verglichenen Gegenstände übereinstimmen. Denn in je weniger Merkmalen sie von einander abgehen, desto weniger Grund, sie nach verschiedenen Regeln zu verknüpfen: desto weniger ist der Besorgniß Raum zu geben, es möchte das fragliche Merkmal zu dem Eigenthümlichen der Sache, woran es bemerkt wird, gehören. Denn die Gemeinheit des Wesens ist größer zwischen Dingen, die der Art, als zwischen solchen, die nur der Gattung nach übereinkommen. 2) Warum die Uebereinstimmung in verneinenden Merkmalen schwächere Schlüsse gebe, als in bejahenden. In diesem Falle ist nur noch nichts bemerkt worden, was uns veranlaßte, sie unter verschiedene Regeln zu bringen, welches aber ein schwacher Grund ist, sie einer zu unterwerfen. 3) Warum die Aehnlichkeit, aus welcher, und diejenige, auf welche man schließt, keine offenbaren Zufälligkeiten betreffen dürfe: weil bei dem, was zufällig ist, die Nothwendigkeit der Verknüpfung, und folglich die Selbstgleichheit der Natur hinwegfallen. 4) Warum endlich die analogischen Schlüsse der Erfahrung weichen müssen. Sie geben nur problematische, mehr oder weniger wahrscheinliche Folgerungen, die im Gebrauche so lange für wahr gelten, bis

uns die Erfahrung vom Gegentheile belehret. Praesumtio non est veritas.

Analogieen haben Einfluß auf alle Arten von Wahrscheinlichkeit, und nach diesen lassen sich allenfalls die analogischen Schlüsse eintheilen.*) Sie fliessen ein: 1) Auf physische Wahrscheinlichkeit: aus der Aehnlichkeit, welche Saturn und Mercur mit den übrigen Planeten haben, schließt man, daß sie ähnliche Verhältnisse gegen die Sonne haben, sich, wie jene, um die Axe drehen; so schließt man, daß die Venus Monde habe, weil sie in andern Eigenschaften und Verhältnissen den Planeten, welche deren haben, ähnlich ist. Aus der täglichen und jährlichen Veränderung der Erde, und daraus, daß die uns bekannte Umdrehung und der Lauf der Planeten um die Sonne eine ähnliche Veränderung auf denselben nothwendig hervorbringen muß, schliessen wir analogisch, daß auch bei der Erde die Ursache jener Veränderung dieselbige sey, daß sie eine Rotation und eine Revolution um die Sonne habe. So schliessen wir von der Absicht, welche die gedachte Veränderung auf dem Erdboden hat, auf diejenige, welche sie auf den übrigen Planeten haben mag. 2) Auf pro-

*) Platner, a. a. O. Condillac Cours d'étude L. IV. Ch. III.

gnostische Wahrscheinlichkeit. So schließt der Arzt: wo unordentlicher Puls, Schwäche, Ekel sind, werden auch Fieberhitze und Durst sich einfinden; der Meteorolog von ähnlichen Veränderungen der Atmosphäre im Frühjahr auf ähnliche Witterung im Sommer; der Politiker aus ähnlichem Volkscharakter, ähnlichen Gesinnungen und Leidenschaften der Oberhäupter u. s. w. auf ähnliche Erfolge. 3) Auf historische Wahrscheinlichkeit. So schließt man: wo die meisten Merkmale der Tauglichkeit und Aufrichtigkeit, welche uns einen Zeugen glaubwürdig machen, vorhanden sind, da werden auch die übrigen anzutreffen seyn; wo die meisten Umstände, die ein Verbrechen sonst charakterisiren, eintreten; da ist das Verbrechen selbst. 4) Auf hermenutische Wahrscheinlichkeit: denn diese beruhte zum Theil auf der Erwartung ähnlicher Wortbedeutungen, Wortfügungen, Ausdrücke, Sprachwendungen, Meinungen, Denkarten in Schriftstellern von einerlei Volke, Mundart, Zeitalter, Schule, oder in verschiedenen Werken und Stellen desselbigen Schriftstellers. Eine besondere Art hiervon ist die juridische Wahrscheinlichkeit, wo wir aus der Analogie der Gründe, die Verordnung eines Gesetzes auf Fälle ausdehnen, die unter den Worten desselben nicht begriffen sind.

Nicht allein die ältern, sondern auch die neuesten Schriftsteller über die Logik, z. B. Jakob, Kiesewetter, unterscheiden den analogischen Schluß und die unvollständige Induction, als zwei Arten von wahrscheinlicher Argumentation. Der Unterschied könnte so angegeben werden: in dieser wird das Aehnliche aller bekannten Dinge einer Gattung oder Art auf die unbekannten übergetragen: in jener wird aus der beobachteten Aehnlichkeit mehrerer Dinge eine andere noch nicht beobachtete angenommen. Betrachtet man aber den Begriff der unvollständigen Induction genauer, so kann man sie selbst nur für eine Art von analogischem Schlusse halten. Denn sie besteht darin, daß man ein Merkmal, welches man an allen bisher vorgekommenen Inferioren einer Classe entdeckt hat, der ganzen Classe beilegt. Dieses heißt aber doch nichts anders, als von der Aehnlichkeit, welche man zwischen den bisher bekannten und den noch unbekannten Inferioren, sofern sie zur nämlichen Classe gehören sollen, nothwendig voraussetzt, auf die Aehnlichkeit der letzten mit den erstern auch in andern für classisch noch nicht anerkannten Merkmalen schliessen. Die unvollständige Induction beruht also, sofern sie durch einen allgemeinen Schluß die künftige Erfah-

rung anticipiret, selbst auf einer anticipirten Analogie. Sie gründet sich der That nach auf die ununterbrochene Erfahrung ähnlicher Beschaffenheiten und Erfolge, z. B. daß uns die Erfahrung bisher nie die Entstehung eines Thieres anders als von seines Gleichen entdeckt hat, dem nächsten Princip nach darauf: daß die immer gleiche Verknüpfung eines Merkmales mit den übrigen eher von einem Gesetz und dem Wesen des Dinges als vom Zufall abhänge. Dieses Princip weiter aus der Veränderlichkeit des Zufalls ableiten, hiesse sich im Zirkel drehen. Denn wodurch wollte man die Unbeständigkeit des Zufalls beweisen, als durch Induction aus der Erfahrung? Der Grundsatz von der Regelmäßigkeit und Selbstgleichheit der Natur, worauf man bei allen analogischen Schlüssen fußet, ist also auch das Fundament der unvollständigen Induction. Die Vortheile der Schlüsse aus Analogie sind: 1) Daß die vorläufigen Urtheile (judicia provisoria), wozu sie uns verhelfen, uns zu genauerer Erforschung der Natur leiten. Sie legen uns die Fragen in den Mund, die wir an diese große Lehrerin thun sollen, und machen uns aufmerksamer auf ihre Aussprüche, sey es, daß sie unsern Voraussetzungen zusagen, oder daß sie ihnen widersprechen. Das analogische

Argument ist das Argument der wißbegierigen Unwissenheit: da sie nicht weiß, was die Dinge sind, so schließt sie einstweilen, daß sie denen gleichen, welche sie kennt, wie der Virgilische Hirte:

Urbem quam dicunt Romam, Meliboee, putavi
— — — — huic nostrae similem.

Diese provisorischen Schlüsse geben ihren Nachforschungen die Richtung: ihr liegt nun daran zu beobachten, wie ihre Vermuthungen in der Erfahrung eintreffen werden. 2) Sie dienen, die häufigen Lücken unsrer Erfahrungen auszufüllen, und den wissenschaftlichen Zusammenhang, der sonst oft abgebrochen werden müßte, durch selbstgesponnene, freilich dünne Fäden zu erhalten. 3) Ihren vorzüglichen Nutzen aber beweisen sie im thätigen Leben, wo doch einmal Entschlüsse gefaßt, Anstalten getroffen, Maasregeln gegen Uebel ergriffen werden müssen, von deren Erfolge wir uns nicht versichern können, und doch als vernünftige Wesen nicht blindlings handeln, sondern dem Schimmer der Wahrscheinlichkeit nachgehen sollen. Aus allem diesem ergiebt sich aber, daß der analogische Schluß, und die gewöhnliche Induction, wie fern sie eine Art da-

von ist, nur Wahrscheinlichkeit gewähren. Im strengen Sinne, wie Aristoteles und Kant das Wissen oder die scientifische Gewißheit nehmen, wenn nämlich dazu erfordert wird, daß man dabei der Unmöglichkeit des Gegentheils inne werde, ist dem ohne Zweifel also. Erwägt man aber, daß die Ueberzeugung vom Daseyn andrer Menschen und von den meisten empirischen Naturgesetzen auf nichts Besseres gegründet sey, — Dinge, die, so weit als uns daran gelegen ist, für ausgemachte Wahrheiten gelten; — so muß man gestehen, daß Analogieen stark genug, und die Anzahl der ähnlichen Fälle so groß seyn könne, um die feste, allen Zweifel ausschliessende Ueberzeugung hervorzubringen, die man ehedem, weil sie die zum Handeln erforderliche Zuversicht einflößt, moralische Gewißheit genannt, die neuere Philosophie aber mit dem Worte Glaube zu bezeichnen für gut befunden hat. Diese Art Gewißheit vertritt in den bei weitem meisten Fächern der Erkenntniß und in den Geschäften des Lebens die Stelle des strengen Wissens. Ohne solche würden wir, auf Mathematik, einige Axiomen der Metaphysik und die obersten Grundsätze der Moral und des Rechtes eingeschränkt, nicht nur der interessantesten Untersuchungen, sondern auch der Anwendung obge-

über ganze Völkerschaften, Städte, Nationen, so verbreiten die [illegible] und [illegible] ihrer [illegible] sich mag, in einer und derselben [illegible] der [illegible] ungewisse, aber unwiderlegbare Naturtriebe, bei deren Erwägung man oft zweifelhaft wird, ob die Liebe, die Begriffe zu vermannigfaltigen, durch den guten Gebrauch des [illegible] Geschäfte [illegible], oder durch den [illegible] unterdrückten Nothdrang geschehen habe.

VII.

Vom

goldenen Zeitalter der Philosophen.

Aus dem Lateinischen.

Nebst einem Nachtrage.

Einfach, unschuldig, in den Künsten der Ueppigkeit unerfahren lebten die Menschen der goldenen Zeit, die

Sonder Zwang und Gesetz das Recht und die Treue geübet,

unter den günstigern Einflüssen der mit ihnen gleichgestimmten Natur, frei von Krieg, Hader, Krankheit und Todesfurcht, ein seliges, göttergleiches Leben. Eine schöne Dichtung des Alterthums! die wir uns von der Muse der Geschichte ungern entreissen lassen, wann unser Geist, über den Uebeln der Gegenwart ermüdet, am erquickenden Bilde der Vorzeit sich erholt. Mit diesem Dichtermährchen hat die Idee eines vollkommenern und glücklichern Zustandes, wozu, nach den Ahnungen einiger neuern Philosophen, das Menschengeschlecht, obgleich mit langsamen Schritten, dereinst gelangen soll, manche Aehnlichkeit. Sie wird daher von Männern, die sich im thätigen Leben durch Geschäfte gebildet, und Menschen und Dinge nicht bloß im

Schatten der Schule, sondern im Lichte der Erfahrung gesehen haben, ohne Bedenken zu den Fabeln und Hirngespinnsten einer ausschweifenden Einbildung gezählet. Weder das Ansehen dieser Männer, noch die Stimme sehr großer Philosophen auf der andern Seite scheint mir entscheidend genug, um die Untersuchung über eine so schwere, so nützliche, und in den ganzen Plan des Menschenlebens einfliessende Frage für geschlossen zu halten. Es ist hier nicht von Platons Republik, von der Utopia des Morus, oder von der Arkadia des Sidney die Rede, sondern von allem, was das menschliche Geschlecht während seines Erdenlebens hoffen darf. Es ist die Frage, ob ein vollkommenerer und beglückterer Zustand hienieden das erreichbare Ziel des steten Fortganges der sich immer weiter verbreitenden Künste, Wissenschaften und Erfahrungen sey?

„Erhabene Träume edler Seelen! ruft uns der Pragmatiker zu: sie verschwinden, so bald man einen reinen Blick auf das menschliche Leben wirft. Kinder und Unwissende mögen daran Behagen, vielleicht auch eine Aufmunterung zum Guten darin finden; für Männer sind sie weder nothwendig, noch wahrscheinlich. Urtheilen wir über so viele andere Dinge nach der Er-

fahrung; so werden wir auch aus dem bisherigen Gange der menschlichen Dinge auf die Zukunft schliessen dürfen. Die allgemeine Klage ist aber, daß der Zufall in Allem herrsche, und vor der Umwälzung, die er herbeiführe, nichts sicher stehe. Künste, Wissenschaften, Staatsverfassungen sind dem gleichen Gesetze des Wechsels unterworfen. „Es liegt in der Natur, sagt Vellejus, daß eine Sache, welche mit großem Eifer betrieben wird, aufs Höchste steige: es ist schwer, auf dem Gipfel der Vollkommenheit sich lange zu erhalten; natürlich geht dann, was nicht mehr vorwärts kann, zurück." Die menschlichen Angelegenheiten laufen im Kreise: und wie bei den Individuen die Jugend auf die Kindheit, das männliche Alter auf die Jugend folget, und unvermerkt bei dem Greise jede Kraft der Seele und des Körpers dahinwelkt; so gerathen auch Nationen und Staaten, nach glücklichem Flor in den Künsten des Krieges und des Friedens, allmählig in Verfall, und machen andern Platz. Rasch eilen sie oft von der Freiheit zur Ausgelassenheit, von dieser zur Knechtschaft fort. Der menschliche Geist hat seine Perihelien und Aphelien, die oft nur durch kleine Zwischenzeiten getrennt sind. Wie die täglichen und jährlichen Abwechselungen der

Zeit die Erde durchwandern, und in stetem Zuge immer in andern Gegenden eintreten; so haben auch Wissenschaft, Religion, gesetzgebende Weisheit oft ihren Aufenthalt verändert, und sind bei andern Völkern erschienen, während tiefe Nacht die vorigen wieder überzog. Doch gesetzt, wir wären vor solchen Ereignissen, vor dem Rückfall in die Barbarei sicher, und könnten einer täglich zunehmenden Verbreitung der Aufklärung entgegen sehen: läßt sich auch davon eine merkliche Verbesserung im Zustande der Menschheit hoffen? Wohl läßt es sich, wenn Ehrbarkeit, Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, Mäßigkeit, und die übrigen, das öffentliche und Privatwohl befördernden Tugenden sie begleiten. Allein die Geschichte bezeugt nur zu deutlich, daß immer in den aufgeklärtesten und cultivirtesten Zeiten das Sittenverderbniß einschlich. Griechenland war sehr reich an Kenntnissen, als Luxus und innerlicher Zwist es unter das Joch der Macedonier brachten, und es konnte die Freiheit, die es in der Morgenröthe seiner Cultur gegen die zahllosen Heere der Perser vertheidigt hatte, im Mittagsglanze seines literärischen Ruhmes nicht behaupten. Die Römer wichen von der alten strengen Zucht ab, sobald sie, Cato's Rathe zuwider, die von den Griechen

erhaltenen Künste in Schutz nahmen. Wenn Italien zu den Zeiten der Medicis in Künsten und Wissenschaften es den Alten gleich that; so sah es auch, mit dem Versinken der Tapferkeit und mit der zunehmenden Sinnlichkeit seiner Bewohner den Untergang der Nationalfreiheit und den Anfang fremder Beherrschung. In Frankreich nahmen seit dem gerühmten Zeitalter Ludwigs, Unsittlichkeit und Irreligion überhand. Seine Lebensart und Geschmack segelten mit Karl II. nach Brittanien hinüber: zugleich ward aber auch die Nation vom Gifte der Ueppigkeit angesteckt. Nicht besser gieng es dem deutschen Vaterlande. Seitdem es seinen Nachbarn und den Alten nachgeeifert, die Rohigkeit abgelegt, und in allen Fächern der Literatur sich hervorgethan hat; haben Ueppigkeit, Habsucht, Eitelkeit, Herrschsucht die Grundlage seines Wohlstandes und seine Eintracht untergraben, Weichlichkeit seinen Muth gelähmet; die Liebe zum gemeinen Besten ist erkaltet, der Eigennutz hat sich der Herzen bemeistert, und Freiheit, Gesetze, Verfassung, die das rohe, ungebildete Deutschland sich nicht entreissen ließ, werden von dem aufgeklärten mit Noth und mit nachgebender Hand aufrecht gehalten. Wir wollen gegen die humanen Künste und Wissenschaf-

ten, die, wie der erfahrne Cicero sagt, eine Geistesnahrung für die Jugend, eine Ergötzung im Alter, im Glück eine Zierde, ein Trost und eine Zuflucht in der Widerwärtigkeit sind, nicht so unbillig seyn, daß wir mit dem Genfer Bürger, aus undankbarer Tadelsucht, die Uebel, welche jedes aufgeklärte Zeitalter drückten, ihnen aufbürden; wir wollen sie mit diesem Vorwurfe verschonen, und, so viel an uns liegt, sie von aller Schuld freisprechen. Man wird aber doch gestehen müssen, daß sie gegen den wilden Strom des Lasters ein schwacher Damm sind, und für sich die Bosheit nur schlauer in den Mitteln machen. Mag der Dichter, der hier für seine eigne Sache spricht, ausrufen:

Treu sich den edeln Künsten weih'n,
Giebt Menschen mildern Sinn, und läßt nicht grausam seyn!

Wahr, wenn sie die gute Gesinnung sich beigesellen. Diese läßt sich nicht lehren: sie ist frei, des Menschen eigenstes Gut: sie thront im innersten Heiligthum der Seele, kein Scharfsinn kann sie dort ausspähen, bis Zeit und Umstände sie zur That befördern. Darf man nun in einer an sich so ungewissen Sache aus dem Vergangenen auf die Zukunft schliessen; so läßt sich vermuthen, daß jene Mischung von Gutem und

Bösem, von Tugend und Laster, die von Anbeginn der Welt war, zu ewigen Zeiten bei der Menschheit fortdauern werde. Jedes Zeitalter hat seine Tugenden, seine Laster; Grausamkeit, Wildheit, Raubsucht, geschmacklose Schwelgerei sind rohen Zeiten eigen, und verbinden sich mit einer gewissen Einfachheit, mit Ehrlichkeit, Tapferkeit. Auf einer höhern Stufe der Cultur glänzen Menschlichkeit, Milde, Seelengröße, Klugheit, werden aber durch Ueppigkeit, Ehrgeiz, Betrug, Verstellung verdunkelt. Wenn man eine Berechnung anstellt, so wird man auf beiden Seiten ziemlich gleiche Summen erhalten. Inzwischen waren und werden immer Männer von hervorragender Weisheit und Tugend seyn. Diese sind, wenn das Glück sie auf hohe Posten stellt, und sie zu Gegenständen der allgemeinen Aufmerksamkeit macht, Zierden ihrer Zeit, und können nicht nur dem herrschenden Uebel kräftig wehren, sondern auch die Herzen ihrer Mitbürger erheben, und die Neigung zum Guten in ihnen anfeuern. Doch ist es, um diese zu erwecken, nicht nöthig, goldene Berge zu verheissen. Wir haben eine ewige, unwandelbare Richtschnur des Guten und Bösen, nach der wir, was immer daraus erfolgen mag, uns richten sollen. Auch verlieren der Menschheit

erwiesene Wohlthaten ihren Werth nicht, ob auch das Unglück der Zeiten und der Wechsel der Dinge ihre Wirkung dereinst wieder vereiteln. Das menschliche Leben ist ein Kampfplatz, auf welchem die Rechtschaffenen unausgesetzt mit dem Laster und dem öffentlichen Elend zu ringen haben, die, wenn auch nicht vertilgt, doch geschwächt und vermindert werden können. Es bedarf, wie Seneca sagt, nicht so sehr einer starken als einer anhaltenden Hülfe gegen unaufhörliche und fortwurzelnde Uebel, nicht um sie auszurotten, sondern um zu verhindern, daß sie nicht überhand nehmen."

Dies sind ohngefähr die Einwürfe, welche verständige und erfahrne Männer den glänzenden Aussichten in bessere Zeiten entgegensetzen. Was läßt sich darauf von der andern Seite erwidern?

Eine unbegränzte Begierde nach dem Bessern ist dem Menschen unläugbar angebohren: auch hat die Natur den Fortschritten, womit er der Vollkommenheit in jedem Fache thätig sich zu nähern sucht, kein bestimmtes Ziel gesetzt. Der Grund hiervon liegt in der Vernunft, als seinem unterscheidenden Charakter. Denn, „da er durch dieselbe die Folgen aus ihren Ursachen erkennt, ihre Kette vor- und rückwärts übersieht,

das Aehnliche der Begebenheiten durch Verglei-chung entdeckt, und die Zukunft an die Gegen-wart anknüpft; so ist er fähig einen Plan für jedes Geschäft und für sein ganzes Leben sich zu entwerfen, und dasjenige zu veranstalten, was zur Erhaltung, Veredlung, und Verschö-nerung desselben erforderlich ist. Werden nun die Individuen, deren Dauer so beschränkt ist, durch die Zeit gewitzigt, und mittelst der Er-fahrung zur Klugheit gebildet; was wird erst in dem langen Laufe von Jahrhunderten mit der Gattung geschehen? Wie sehr muß durch die angehäuften Versuche und Nachforschungen aller Zeiten, Einsicht und Gewandtheit bei ihr befördert werden? Schon haben wir eines gro-ßen Theils Ungemaches uns erleichtern gelernt: Stürme vorhersehen, Sümpfe austrocknen, die nachtheiligen Einflüsse des Klima's auf die Ge-sundheit vermindern, dem Gifte der Seuchen den Zugang verschliessen, Flüsse und Meere durch Dämme und Uferbau bändigen, sogar den Blitz gewissermaßen lenken, und unschädlich ableiten. Die Fehler der Alten im Handel, im Finanzsystem, in der Staatsverwaltung, in der Gesetzgebung haben wir theils verbessert, theils wissen wir wenigstens, wie sie zu verbessern seyen. Wie viel wir an Bequemlichkeit, An-

nehmlichkeit, Schmuck des Lebens, durch die Erfindungen und Fortschritte der Künste gewonnen haben, braucht kaum berührt zu werden. Wer besorgt, daß eine neue, unversehens einfallende Barbarei alles dieses zerstöre, ist nicht nur zu furchtsam, sondern versündigt sich auch an der göttlichen Vorsehung. Denn daß sie für unser Geschlecht sorge, und durch väterliche Zucht zu größerer Vollkommenheit auch für das gegenwärtige Leben es erziehe, läßt die Geschichte in deutlichen Zügen lesen. Als die Reiche der Meder, Perser, Aegyptier untergiengen, blieben nicht nur der Ackerbau, die Schifffarth, und andre unentbehrliche Künste übrig: auch die Elemente der Geometrie und der Sternkunde nebst der bei diesen Völkern erfundenen und eingeführten Schrift waren, als ein kostbarer Same, nach Griechenland gekommen, wo sie zu einer reichlichen Erndte gediehen. Sie erloschen nicht, als Griechenland erst unter der Uebermacht der Macedonier, dann der Römer erlag. Sie verbreiteten sich vielmehr mit den Siegen dieser Völker beinahe in die ganze damals bewohnte Welt, und wurden bis an die äussersten Gränzen der Erde verpflanzt, um den wilden Sinn barbarischer Stämme zu mildern. Im fünften und sechsten Jahrhundert unsrer

Zeitrechnung, als auf der einen Seite kriegerische Schwärme roher Völker von Norden her in das abendländische Kaiserthum einfielen, auf der andern die Saracenen den Orient mit Blut und wüthendem Fanatismus überschwemmten; hatte es mehr als jemals das Ansehen, als würde die Cultur mit allen ihren Denkmälern von der Erde verschwinden. Die Vorsehung lenkte die Begebenheiten zu einem entgegengesetzten Erfolge. Die Sieger, im nähern Verkehr mit den Besiegten, gewannen ihre Künste, ihre Sprache und Literatur lieb; und hemmte gleich das Unglück der nachfolgenden Zeiten während eines finstern Zwischenraums ihren Fortschritt; so erhielten sie doch die Sprache der Alten und die Denkmale der Wissenschaften. Wie man diese wieder an das Licht zog, wurde der menschliche Geist aufs Neue befruchtet, und grünte, wie ein lange ausgeruhter Boden, mit frischer Treibkraft. Wenn nun die Künste auf einer niedern Stufe der Ausbildung und der Ehre, und die auf einen kleinen Kreis Eingeweihter beschränkten Wissenschaften so große und umfassende Revolutionen überstanden; aus welchem Grunde wäre wohl zu besorgen, daß sie in Zeiten, wo sie mehr geschätzt werden, allgemein verbreitet sind, wo die Erfindung der Buchdruckerei

die Mittheilung des Gedankens vervielfältigt, die Gewalt des Zufalls geschwächt hat, durch eine leichtere Erschütterung der politischen Welt zu Grunde gehen möchten?"

Wir dürfen daher in allem, was Künste und Wissenschaften zur Verbesserung des menschlichen Zustandes beitragen können, eine stäte Zunahme vom Fortgange der Zeit zuversichtlich erwarten. Wie sollen wir aber von den Uebeln, die aus der Verkehrtheit der Herzen entspringen, und in dem Verzeichniß der menschlichen Leiden an Zahl und Gewicht die übrigen übertreffen, frei werden? Was hilft es, wenn die Masse der Einsichten wächst, wenn in gleichem Verhältniß die Bosheit zunimmt? wenn, wie der Dichter sagt:

Schon schlimmer als der Ahnherrn, der Väter Zeit
Erzeugte uns in Frevel stärker,
Aergere Brut der Welt zu geben;

wenn die Nationen, von derselben Wuth entflammt, gegenseitig durch Kriege und Staatsschulden einander aufzureiben fortfahren? wenn, wie bisher, von Herrschbegier, Habsucht oder den Furien des bösen Gewissens getrieben, Bösewichter die Gesetze, die Justiz, die öffentliche Ruhe zu zerstören trachten?

Ich kenne zwar die menschliche Schwäche zu sehr, um eine gänzliche Ausrottung des moralischen Uebels, eine durchgängige Befolgung der Vernunftvorschriften auf dem Erdkreise je zu hoffen. Das glaube ich aber doch, daß Laster und Ausschweifungen, sowohl bei einzelnen Menschen, als ganzen Völkern, durch Gesetze und Einrichtungen nachdrücklich genug eingeschränkt und gedämpft werden können, um nur als ungewöhnliche Zufälle befürchtet zu werden. Freilich läßt sich von einem großen Theile derjenigen, deren Stimme hierbei entscheidet, nicht voraussetzen, daß sie aus eignem Triebe und aus reiner Liebe zum Guten ihrer Willkühr diese heilsamen Fesseln anlegen werden. Es bedarf der Ruthe des großen Erziehers, um die in wildem Freiheitsgefühle gegen die Zucht sich sträubenden Gemüther zu demjenigen, was ihr größtes Interesse ist, zu zwingen. Oft müssen die Menschen durch die Nothwendigkeit und den Drang der äussern Umstände dorthin wider Willen getrieben werden, wohin Vernunft sie freiwillig hätte führen sollen. Das auf die Urheber zurückwirkende Unrecht weckt das Gefühl der Gerechtigkeit, und das Unerträgliche des äussersten Elendes, worin sie aus blinder Leidenschaft selbst gerathen sind, oder Andere ge-

stürzt haben, bringt entweder die Verirrten auf die rechte Straße zurück, oder fordert die Weisen und Bessern zur Abhülfe auf. Manches, was der Eigennutz zu Befriedigung der Habsucht oder des Ehrgeizes beginnt, kann auch durch göttliche und menschliche Weisheit, wider die Absicht der Unternehmer, zum allgemeinen Besten gelenkt, und zu einem unerwarteten Ausgange gebracht werden. Hiernächst giebt es in der Tugend kein Aeusserstes: je höher sie steigt, desto herrlicher ist sie, desto liebenswürdiger. Im Laster hingegen giebt es eine letzte Gränze: wenn die menschliche Natur sie erreicht, so schaudert sie, im aufgeschreckten Gefühl ihres angestammten Adels, zurück, und wird mit Gewalt rückwärts getrieben. Diese Regel leidet vielleicht bei einzelnen Bösewichtern ihren Abfall, bei zahlreichen Menschenhaufen nie. Solche Betrachtungen führen zu der tröstlichen Hoffnung, das aus den Unvollkommenheiten der Gesellschaft fliessende Elend aufgehoben oder wenigstens gelindert, und Ruhe und Sicherheit einst auf der dauerhaften Grundlage verbesserter Einrichtungen fester gegründet zu sehen. Die vortheilhaften Wirkungen einer solchen Veränderung, um die sittliche Cultur zu befördern, der Ansteckung böser Beispiele zu wehren, den

Sinn für Ehrbarkeit und Gerechtigkeit frühzeitig in jungen Herzen zu bilden, sind leicht zu ermessen.

Diese Vorstellung der Sache ist der Vorsehung Gottes angemessen, ein Hauptgrund zur Behauptung der Menschenwürde, und ein mächtiger Antrieb zum Guten. Denn das Verlangen nach Unsterblichkeit und der Hinblick auf die Zukunft ist von unsrer Natur nicht zu trennen. Eine Folge hiervon ist, daß rechtschaffene Männer auch der Nachkommenschaft zu nützen, und die Früchte ihrer Wohlthaten über die möglich größte Zahl ihrer Brüder zu verbreiten wünschen. So wie das melancholische Bild einer uns und alles, was uns angehöret, verschlingenden Zerstörung die Seele niederschlägt, und sie in jedem höheren Auffluge hemmet; so erweitert, und weckt sie nichts so sehr auf, als die innige Ueberzeugung, daß wir durch gute Thaten uns um die Nachwelt verdient machen, und der Nutzen unsrer Bemühungen in der Sphäre des öffentlichen und des Privatlebens sich auf das Ganze der Menschheit erstrecken könne. Wie soll ferner in unserm Herzen ächte Liebe gegen dieses sterbliche Geschlecht wurzeln, wenn wir glauben, daß es ewig dem Laster und der Thorheit fröhnen, stets durch eigne

Schuld elend seyn, und zu dem hohen Ziele, welches ihm vorgesteckt ist, nie sich aufschwingen werde? Wie sollte aber dieser Mangel an Zuneigung die Wohlthätigkeit nicht lauer machen? Und werden wir uns beeifern, das Beste derjenigen zu befördern, die wir unsrer Achtung und unsres Wohlwollens unwürdig erachten?

Ob also gleich die Meinung, welche dem künftigen Geschlechte eine größere Vollkommenheit des physischen, moralischen, und politischen Zustandes verspricht, als deren wir jetzt geniessen, sich nicht über die Wahrscheinlichkeit erhebt; so darf man doch mit Grund behaupten, daß sie edle Gesinnung und jede Tugend vorzüglich zu nähren geschickt sey. Wenn man diese Denkart der Jugend von der Wiege an einflößt, und sie dadurch zu rühmlicher Anstrengung aneifert; so wird eben diese Hoffnung besserer Zeiten an ihren Sitten ein sicheres Unterpfand erhalten.

Nachtrag.

Die Bestimmung des vorstehenden Aufsatzes, als Einleitung zu einem akademischen Acte vorgelesen zu werden, erlaubte mir keine umständliche Erörterung des gewählten Thema's. Ich mußte Resultate geben, und Massen hinstellen, die Aufmerksamkeit erregen konnten: in eine genaue Zergliederung des Gegenstandes durfte ich mich schon der Kürze wegen nicht einlassen, und für meine Absicht war es genug, die verschiedenen Gesichtspunkte, aus denen er angesehen werden kann, anzudeuten, ohne sie scharf zu bestimmen, oder ausführlich zu verfolgen. Ich will daher Einiges, was ich übergehen mußte, nachholen, Manches genauer bestimmen, und einige Bedenklichkeiten, welche aus den neuesten Weltbegebenheiten entspringen, zu heben suchen.

Die Aehnlichkeit zwischen dem goldenen Zeitalter der Dichter und der Idee der vervollkommneten Menschheit, welche die Philosophen tröstet, ist nicht so zufällig, als sie Anfangs zu seyn scheinet. Beide gehen von Betrachtungen über die Armseligkeit unsers Zustandes und die Möglichkeit eines bessern aus. Abwesenheit oder Verminderung der Uebel der Natur, eine höhere Sittlichkeit im Menschen sind daher gemeinsame Züge beider Gemälde. Auch darin kommen beide überein, daß man sie als Muster vorgestellt hat, das eine, um zum bessern Zustande zurückzukehren, das andre, um uns ihm zu nähern. Beide machen unsrer Natur Ehre, beweisen ein in die Grundfasern ihrer Organisation eingewebtes Interesse an Vollkommenheit, welches dem Ueberhandnehmen des Uebels bei ihr widersteht, und hindern, indem sie dem Eindrucke des Schlechtern die Erinnerung an das Bessere unaufhörlich entgegensetzen, ihren Verfall und ihre Ausartung. Die Verschiedenheiten derselben rühren von der Verschiedenheit des Standpunktes und der Culturstufe her, worauf ihre Erfinder sich befanden. Die Uebel, deren Druck am ersten und am allgemeinsten empfunden wird, sind die physischen. In diesen und in der Unzulänglichkeit der Naturan-

stalten allein zum Wohle der Menschen, in ihren einander durchkreuzenden Bedürfnissen, und dem angeblichen Gesetze der Noth wird auch ein roher Verstand die äussere Ursache ungesellschaftlicher Leidenschaften gewahr. Die erste Voraussetzung, die er zum Behuf eines bessern Zustandes macht, ist also — eine günstigere Gottheit, eine mildere Natur, mehr Harmonie und Ebenmaas in den Kräften der Seele und des Körpers. „Sie lebten, wie die Götter, in vollkommener Ruhe, ohne Mühseligkeit und Kummer: ihr Alter war frei von Beschwerde: bei ungeschwächter Lebenskraft genossen sie, von keinem Wehe gestört, der Freuden des festlichen Schmauses, — — — sie waren Freunde der Götter, — — — die Erde brachte ihnen ungezwungen liebliche Früchte in Fülle — ihr Hinscheiden war, wie Ueberwältigung von einem tiefen Schlafe." *) Eine zweite Ursache des Verderbens liegt in den ausschweifenden Begierden, in den verfeinerten Bedürfnissen, in den künstlich ersonnenen Mitteln, sie zu befriedigen. Eine glückliche Unwissenheit in allem, was solche Bedürfnisse erzeugt, Einfachheit der Lebensart wird also ein zweiter Hauptzug an

*) Hesiod. Εργ. V. 112. ff.

den Menschen des goldenen Weltalters seyn, und aus beiden Unschuld der Sitten, Wohlwollen gegen die Menschen, Reinheit und Stärke der natürlichen Gefühle für die Gottheit, für Aeltern, Verwandte und Freunde entspringen. Diese letzten Züge sind zwar von den Dichtern nicht ausgeführet, aber mittelst des Contrastes in den Schilderungen der nachfolgenden Zeiten bemerklich angedeutet. *) Man schilderte den Zustand der goldenen Zeit als Etwas, das einst wirklich gewesen sey, und setzte sie in die früheste Periode unsers Geschlechtes, weil die Einbildung gern jede Reflexion in Geschichte einkleidet, und weil einige der Eigenschaften, wodurch man jene Zeit charakterisiret, als Offenherzigkeit, Unwissenheit, Genügsamkeit, in der ersten Epoche der Gesellschaft angetroffen werden. Ob dunkle Ueberlieferungen von Naturumwälzungen, die den Zustand der Menschen verändert hatten, von gesegnetern Gegenden, welche die Stammväter bewohnten, die Dichtung begünstigt haben, darüber läßt sich nur muthmaßen. Ich glaube

---

*) Hesiod. a. a. O. V. 133. ff. V. 145. 182. ff. Virgil. Eclog. IV. V. 31. ff. Ovid. Metamorph. I. V. 128. ff.

gezeigt zu haben, daß, auch ohne dieses, eine allgemeine und natürliche Quelle derselben nachgewiesen werden könne. Wenn man die Glückseligkeit in den Genuß der einfachen Güter der Natur, und die moralische Vollkommenheit in Abwesenheit des Lasters und in Ergiessung des natürlichen Wohlwollens setzt, das überall stark genug ist, wo der Zunder selbstsüchtiger Leidenschaften fehlt; so muß das Ideal des menschlichen Lebens so ausfallen, wie die Dichter es aufgestellt haben; so kann man mit ihnen der Voraussetzung sich nicht erwehren, daß der Mensch einst besser und glücklicher gewesen sey, und durch die Fortschritte der Gesellschaft, der Künste, der Verfeinerung, von seiner Bestimmung sich entfernt habe.

Eine Einrichtung der physischen Welt, die den Menschen mit allen Ungemächlichkeiten verschonte, und ihm die Anstrengung erließ, mußte einer mit den Gesetzen der Natur bekannter gewordenen Vernunft bald als ein Feenmährchen erscheinen. Sie sah ein, daß menschliche Glückseligkeit ohne Entwickelung der menschlichen Kräfte unmöglich sey, und daß diese nur Statt fände, wo der Mensch mit der Natur zu kämpfen, und sie seinen Absichten zu unterwer-

fen hätte.*) Sie erwartet daher die Verminderung des Elends und den möglich größten Genuß der natürlichen Vortheile von den Fortschritten der Künste und Einsichten; und eine den Lebenszwecken eines Jeden angemessene Vertheilung dieser letztern ist ihr ein Hauptzug in dem Gemälde der vollkommenern Menschheit. Die Natur und die Künste sind reiche Quellen der Lust, aber nur für diejenigen, welche Sinn dafür haben. Ein gereinigter Geschmack, ein gebildetes Gefühl gehören also auch zu den Bedingungen einer höhern Glückseligkeit. Bei aller Aufklärung des Verstandes und Verfeinerung des Gefühles würde aber das Leben der Menschen unsicher und voll Bitterkeit seyn, wenn nicht die Kräfte eine solche Richtung erhielten, daß sie sowohl in jedem Einzelnen unter einander, als mit den Kräften seiner Nebenmenschen harmonisch wirken. Das Letztere erfordert vorzüglich Vervollkommnung der Gesetze und der Ge-

---

*) Ante Jovem nulli subigebant arva coloni:
— — — — — — — — — —
Ille malum virus serpentibus addidit atris,
Praedarique lupos jussit, pontumque moveri:
Mellaque decussit foliis, ignemque removit,
Et passim rivis currentia vina repressit,
Vt varias usus meditando extunderet artes.
— — — — — — — — — Virg.

meindeeinrichtungen, das Erstere Moralität, welche zugleich, als oberstes Ziel des Willens, einen von dieser Rücksicht unabhängigen Werth hat. Um sie zu verbreiten, läßt der Philosoph die Erziehung, die Anstalten zur Volksbildung, die Religion zu immer größerer Vollkommenheit hinanstreben, und führt so die Menschheit durch alle Stufen der Cultur zur höchsten hinauf, wo sie mit allem Reichthum der Natur und Kunst, mit aller Bequemlichkeit und Verschönerung des äussern Zustandes bekannt, das Ueppige und Nichtige unterscheidet und verschmäht, die höchste Kunst, den höchsten Genuß in dem Einfachen, und ihre höchste Bestimmung in der sittlichen Veredelung sucht. In dieser philosophischen Idee ist also der Blick, im Gegensatz mit der dichterischen, vorwärts gerichtet. Diese hat zum Inhalt ein bestimmtes, übersehbares Geschehenes: der Zweck, den jene uns vorsteckt, verbreitet sich in eine gränzenlose Zeit, und befaßt ein Unendliches, dem wir in steter Annäherung entgegengehen mögen: etwas, das nie ist, sondern immerdar wird. Sie ist brauchbar zur Ausübung. Sehe ich die Bestimmung des Menschen an als erreicht in einer Zeit, zu welcher wir nicht zurückkehren können, unter Verhältnissen, die auf immer verschwunden sind; so fühle ich

Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, fruchtlose Sehnsucht nach einer unwiederbringlichen Vergangenheit, und selbst mein Bestreben, zu dem ursprünglichen Stande zurückzukehren, entfremdet mich der Welt, in der ich lebe. Dieses beweiset das Beispiel der düstern Nachahmer Rousseau's in allen Ländern. Hingegen hat alles, was die Sittenlehre vorschreibt, was die wahre Staatskunst zu fördern sucht, keinen andern Zweck, als denjenigen, welchen die philosophische Idee uns anweiset. Ich kann, wenn ich mich zu sehr darin vertiefe, in meinen Hoffnungen schwärmen: mein Bemühen, zu ihrer Realisirung in meiner Sphäre beizutragen, kann nicht nutzlos seyn.

Schränkten wir uns bei der Frage über den zu erwartenden Fortschritt zum Bessern auf das Individuelle, d. h. auf unser Vaterland, unsre Stadt, unsern Wirkungskreis ein; so wäre dieselbe nicht schwer zu beantworten, weil die Data vor Augen liegen, und leicht zu übersehen sind. Wie es keine Gesellschaft giebt, die in ihrer Art vollkommen ist, so wird auch kaum eine gefunden werden, deren Lage so verzweifelt wäre, daß sie nicht einen Keim der Verbesserung in sich schlösse. Es kommt hier lediglich darauf an, daß jeder Einzelne das, was von ihm abhängt,

thue, um die Hoffnungen, zu welchen dieser Keim berechtigt, zur Wirklichkeit zu fördern; und in der That ist Niemand, der nicht durch Anstalt, Beispiel, Rath, durch dasjenige, was er für die Theile oder für das Ganze thäte, hierzu beizutragen im Stande wäre. So bald es für uns Pflichten zu erfüllen giebt, muß es auch möglich und wahrscheinlich seyn, daß wir unsern und Anderer Zustand verbessern können, weil hierin eben das Material der meisten Pflichten besteht. Diese Wahrheit sich einzuprägen, in dieser Ueberzeugung umherzusehen, seinen Wirkungskreis auszumessen, mit den Mitteln, wie man helfen, rathen, bessern könne, sich zu beschäftigen, ist weit wichtiger und würdiger des wackern Mannes, als Plane für das Menschengeschlecht zu entwerfen, deren Ausführung wir doch der Vorsehung überlassen müssen. Dessen ungeachtet ist die Frage über die erreichbare Bestimmung unsrer Gattung hiernieden nicht gleichgültig. Vorausgesetzt, daß die Hauptsache darüber nicht versäumt werde, kann es erlaubt und nützlich seyn, darüber nachzudenken, theils wegen ihres theoretischen Interesse, um bei der Beurtheilung der Weltbegebenheiten nach ihren Endabsichten von einem festen Punkte auszugehen, theils wegen ihres Einflusses auf die freu-

dige Erfüllung des besondern Berufes, die, wenigstens bei Menschen von weiterm Blick, auch durch die Hoffnung befördert werden kann, daß, Trotz der großen, dem Anscheine nach Alles verschlingenden Katastrophen, das von ihnen gestiftete Gute nie aufhören werde, im Ganzen der Menschheit, obgleich unbemerkt, fortzuwirken. Die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes ist zwar eine praktische Idee, und die Verpflichtung, zu ihrer Realisirung nach Vermögen beizutragen, beruht auf keinen theoretischen Voraussetzungen. Wessen Muth würde aber aushalten gegen den Gedanken, daß alle Anstrengungen zu diesem hohen Ziele vergeblich seyen?

Die Erreichung der Bestimmung des Menschen hängt ab: 1) Von der Vollkommenheit seines physischen Zustandes: ich rechne dahin alles, was dazu dient, sein Leben zu erhalten, und ihn dessen froh zu machen. 2) Von der Vollkommenheit des moralischen Zustandes. Zwischen beiden liegt als Mittel 3) die Vollkommenheit seines politischen und religiösen Zustandes, solcher Anstalten, wodurch jene beiden entweder befördert oder gehindert werden. Soll nun das menschliche Geschlecht in dieser dreifachen Rücksicht vollkommener werden; so wird für's Erste erfordert:

Fortschritt des Fleißes, damit durch den Anbau des Bodens die möglich größte Anzahl Menschen auf der Erde friedlich neben einander wohnen, und darauf die Mittel eines hinreichenden Unterhalts finden. 2) Fortschritt der Künste, und derjenigen Wissenschaften, worauf die Theorie derselben beruht, der Mathematik und Naturkunde, damit theils die Erzeugnisse des Bodens verarbeitet, theils die Bequemlichkeit vermehrt, theils das Leben gesichert und verschönert, theils die religiösen, moralischen, und politischen Anstalten unterstützt werden. 3) Fortschritt in der Aufklärung, d. i. in der Befreiung vom Irrthum und schädlichen Vorurtheilen, in der hellen Ansicht der großen Angelegenheiten des Menschen, und in sein Thun und Lassen eingreifenden Verhältnisse, der Sittenlehre, der Glückseligkeit, der Religion, und des bürgerlichen Zustandes. Irrthum und Vorurtheil hindern uns an Erreichung aller unsrer Zwecke, vorzüglich an dem Fortschritte in nützlicher Erkenntniß. Die richtige Einsicht unsrer Bestimmung, Verhältnisse, Pflichten, und der Beziehungen, worin wir mit Gott, und worin wir mit dem Staate stehen, ist eine unumgängliche Bedingung unsrer sittlichen, religiösen, und politischen Vervollkommnung. 4) Fortschritt in der Sittlich-

keit, sowohl der innern, in der freien Selbstbestimmung bestehenden, als der äussern, der gesetzmäßigen Richtung der Neigungen und der hieraus quellenden Handlungen, wie fern durch diese die bürgerliche Verfassung und ihre Gesetze gesichert und unterstützt, die allgemeine Wohlfahrt befördert, und durch gutes Beispiel auch auf das Innere gewirkt wird. Wir wollen nun sehen, wie weit die Hoffnung solcher Fortschritte für's Erste durch die Erfahrung und die Beschaffenheiten der menschlichen Natur, und fürs Zweite durch teleologische Betrachtungen zu begründen sey.

Zuvörderst bemerke ich, daß sowohl die Bestandtheile unsrer Vollkommenheit als ihre Mittel auf's Engste verbunden sind, und einander wechselsweise hindern oder befördern. Wo der physische Zustand des Menschen sehr unvollkommen ist, und im Durchschnitt Elend herrscht, wird die zarte Pflanze der Sittlichkeit unter dem Kampfe der Bedürfnisse und der Selbsterhaltung nicht leicht aufkommen. Eine widersinnige Staatsverfassung hält den Wohlstand nieder, und verwirrt die sittlichen Begriffe. Der Aberglaube ist der Erbfeind einer gesunden Staatskunst, sie müßte ihn denn in ihre Schlingen zu ziehen wissen und genöthigt seyn. Zwischen den

Wäldern und Morästen träger Völkerschaften, auf einem schlecht gebauten und unbevölkerten Boden schlagen weder die Künste ihre Wohnung auf, noch reizt den Stumpfsinn der Bewohner die Erkenntniß der Wahrheit. Neben Unkraut und Sumpfthieren wachsen Vorurtheile und Irrthümer, wie Schwämme. Der sittlichen Entartung folgen die Abnahme des Fleißes, der Verfall der politischen Institute und der Aufklärung, wenn nicht gleich, doch unfehlbar. Ich erinnere dieses, damit man nicht einseitig urtheile, und über den Gründen, welche den Fortgang in einem dieser Stücke wahrscheinlich machen, vergesse, daß derselbe durch Rückgang in einem andern aufgehoben werden könne.

Ich bemerke für's Zweite, daß der obige vierfache Fortschritt in einer doppelten Richtung geschehe; vorwärts, wodurch seine Intensität, und seitwärts, wie vom Mittelpunkt nach der Peripherie, wodurch seine Ausdehnung bestimmt wird, und daß die Vollkommenheit der Gattung mehr von seiner Ausbreitung, als von seiner innern Stärke abhänge. Ein mittlerer Grad des Fleißes, der aber in einem Lande allgemein ist, wird dasselbe blühender machen, als die größere Anstrengung einiger Wenigen. So mit den Sitten, so mit der Aufklärung, ob es gleich

ausserordentliche Fälle giebt, wo die tiefen Einsichten eines Staatsmannes, oder der Feuereifer eines Tugendhelden erforderlich sind, und mehr wirken und bessern, als der gesunde Verstand und der unbescholtene Wandel der Menge.

Das Dritte, was ich vorgängig erwogen wünschte, ist, daß die Stätigkeit des Fortschrittes, welche das Ideal der Vollkommenheit fordert, nur in einigen der vorbesagten Mittel Statt finde. Sowohl der Fleiß, eine Anstrengung menschlicher Kräfte, deren Maas bestimmt ist, als die Cultur des Bodens und dessen möglicher Ertrag haben ihre Gränzen, jenseits deren die Erschöpfung eintritt, oder durch die fortgehende Erzeugung des Nützlichen das Nothwendige verlohren geht. Die Aufklärung, sie sey negativ, indem sie Vorurtheil und Irrthum entfernt, oder positiv, indem sie richtige Einsichten in den großen Angelegenheiten der Menschheit befördert, hat ebenfalls, sowohl der Intension als der Ausbreitung nach, ihre Schranken. Um von Vorurtheilen frei zu seyn, muß man selbst beobachten, forschen, denken. Dieses eigne Denken und Forschen ist aber, vermöge der Natur und Bildungsart der Verstandeskräfte, und vermöge der dazu einem Jeden vergönnten Zeit und Gelegenheit, auf gewisse Gegenstände be-

schränkt. Unsere Bildung fängt mit Lehre und Ueberlieferung an, und muß, wenn wir durch Unerfahrenheit nicht zu Grunde gehen, und gewisse Kenntnisse zu rechter Zeit erhalten sollen, damit anfangen. Es ist unvermeidlich, daß auf diese Art, wäre es auch nur durch Mißverstehen wahrer Lehren, Vorurtheile und Irrthümer sich ansetzen, die bei Vielen durch Ideenverbindung so tief wurzeln, daß sie nie alle, noch von Grund aus wieder vertilgt werden können. Die Gegenstände der Erkenntniß sind so ungleichartig, die zu manchen derselben erforderliche Richtung und Bildung der Erkenntnißkräfte so ausschliessend, daß wir, um in einigen Fächern mit Erfolg zu arbeiten, andere aufzugeben, und, was wir aus diesen brauchen, auf Treu und Glauben anzunehmen genöthigt sind. Erwägen wir nun die Kürze des Lebens überhaupt, des Alters, worin wir neuer Begriffe und neuer Verknüpfungen derselben fähig sind, der Zeit, die uns Bedürfnisse, Geschäfte, nöthige Erholung, und unvermeidliche Zerstreuungen zum Anbau des Verstandes übrig lassen: so begreift man leicht, daß eigenes Forschen seine Gränzen habe, und Vorurtheile bei keinem Menschen ganz fehlen werden. Vor den Irrthümern, in welche wir sogar bei den eigenen Nachforschungen

leicht verfallen, bewahrt uns die Aufmerksamkeit auf die Dinge, auf die Verhältnisse der Begriffe, auf die Grundregeln des Denkens. Diese Aufmerksamkeit hat aber, wie jede menschliche Anstrengung, ihr bestimmtes Maas, ihre Lücken und Nachlassungen. Ob also gleich jeder gegebene Irrthum dieser Art an sich vermeidlich ist; so kann doch Niemand überhaupt davon frei bleiben, und dem vorsichtigsten Denker werden Versehen und Rechnungsfehler entschlüpfen, die durch ihren Einfluß auf die Summe seiner Erkenntniß merklich werden. Die Gegenstände derjenigen Erkenntniß, die wir zur positiven Aufklärung rechnen, und ihre Endzwecke sind bestimmt. Es muß also über Religion, Moral, Politik eine Anzahl richtiger Combinationen möglich seyn, durch welche die Grundsätze, deren man zur Leitung der wichtigsten menschlichen Angelegenheiten bedarf, erschöpft würden, ohne daß ein weiterer Fortschritt darin, ausser der Anwendung derselben auf das Besondere, Statt fände. Dagegen läßt sich weder für die Künste und die dazu gehörige Kenntniß der Natur und der Größen, noch für die Sittlichkeit eine Gränze bestimmen, nicht als ob dieselbe an sich undenkbar wäre, sondern weil sie über den Punkt, den der Mensch in diesem Leben erreichen mag, so weit hinausgehet. Denn

was das Erste betrifft, so sind die mögliche Erweiterung unsrer Erkenntniß der Natur und der Größen, die möglichen Zusammensetzungen unsrer Begriffe und der Kräfte der Dinge so unbestimmbar zahlreich, daß weder Zufall noch Scharfsinn sie in Millionen Jahren ganz zu erschöpfen vermögen. Aechte Sittlichkeit aber ist nicht nur überhaupt die späteste Frucht der höhern Cultur im Geschlechte wie im Einzelnen, sondern sie findet auch, wenn diese beginnt, theils in dem ursprünglichen Uebergewicht der Sinnlichkeit, theils in frühern Gewohnheiten Hindernisse, mit denen sie unablässig zu kämpfen hat, und die, wie die Erfahrung lehret, nie so völlig besiegt werden, daß die vollkommenste menschliche Tugend nicht sehr merkliche Flecken behalte.

Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem extensiven Fortgange der Cultur. Die möglich größte Erhöhung des Fleißes bei einer Nation beruht, unter Anderm, auf der Trägheit und Ungeschicklichkeit ihrer Nachbarn und derer, mit welchen sie in Verkehr steht. Wie der Fleiß bei diesen zunimmt, muß er bei jener, durch verminderte Aufmunterung, wieder heruntersteigen. Der möglich größte Grad desselben kann also nicht allgemein seyn, und, wie er sich mehr ausbreitet, muß er immer mehr auf einen mittlern Grad

kommen. Ich erkläre mich. Gesetzt, die Verfahrungsarten und Erleichterungsmittel des Ackerbaues, der Handwerker u. s. w., die richtigen Handelsmaximen wären bei allen Nationen bekannt, und würden von allen mit gleichem Eifer ausgeübt; so müßte eine jede derselben bei demjenigen Grade des Fleißes stehen bleiben, welcher hinreichend wäre, die Producte des Bodens, so weit sie solche mit andern gemein hat, zu ihrem innern Bedarf; diejenigen, womit sie vorzugsweise begünstigt ist, so weit, als sie solche absetzen kann, zu bearbeiten, und den Boden so anzubauen, daß er die hierzu erforderlichen Producte liefere, und so weit es möglich ist, seine sämmtlichen Bewohner nähre. Je mehr die Künste und Gewerbe sich verbreiten, in desto mehr Zweige theilen sie sich. Diese Sonderung, die, bis auf einen gewissen Punkt, ihrer Vervollkommnung so vortheilhaft ist, kann aber auch, wenn sie weiter geht, ein Hinderniß für solche Erfindungen werden, die aus der Combination mehrerer Zweige entspringen, und eine allgemeine Uebersicht aller Theile eines Werkes und Kenntniß des dazu erforderlichen Verfahrens bei dem Künstler voraussetzen. Einer wahren Aufklärung sind viele Köpfe, ihrer Beschränktheit, oder des Unvermögens wegen, sich zum Allgemeinen zu erheben, oder eine Ge-

dankenreihe zu verfolgen, gar nicht fähig: andern lassen Geschäfte und nothwendige Arbeiten wenig Zeit dazu übrig, und bei vielen, denen es weder an Fähigkeit noch Zeit fehlt, wird immer ein Leichtsinn herrschen, welcher sie hindert, von den Gelegenheiten und Mitteln, die sie haben, den besten Gebrauch zu machen. Je mehr daher dieselbe sich auf die größere Zahl verbreitet, desto mehr wird sie an Gehalt verlieren, desto weniger vor Mißverständniß und falscher Anwendung gesichert seyn, und die intensiv größere wird ihrer Natur und Bestimmung nach nur einem auserwählten Häuflein zu Theil werden können. Nur die Sittlichkeit scheint durch keinen Stand und keine individuelle Beschaffenheit absolut begränzt zu seyn, und es läßt, unter dem Beistande der Gesetzgebung und der Religion, ein stäter Fortgang derselben, selbst bei den untern Classen der Gesellschaft, sich denken. Ob aber gleich die Künste, die Erfahrung, die Mathematik auf der einen Seite, auf der andern die Sittlichkeit das Einzige sind, worin ein stätiger Fortgang, und zwar in der ersten intensiv, in der letzten zugleich extensiv möglich ist; so sind wir doch auch in den übrigen Stücken von der erreichbaren, obschon begränzten Vollkommenheit so weit entfernt, daß die Frage, ob wir zu derselben je gelangen

werden, mit derjenigen über den stätigen Fortschritt der Cultur überhaupt ohngefähr gleichen Werth hat, und von gleichen Entscheidungsgründen abhängt.

Die ganze Frage muß, dem bisher Gesagten zufolge, so gestellt werden: „Läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen, daß das menschliche Geschlecht im Durchschnitte hiernieden den erreichbaren höchsten Grad der Vollkommenheit wirklich erreichen, und in demjenigen, wo dieser höchste Grad in Hinsicht seiner jetzigen Kräfte und der Verhältnisse, unter denen es besteht, ihm unbestimmbar weit liegt, demselben sich fortschreitend nähern werde?"

Es ist ein allgemeines Gesetz der Natur, daß jedes Wesen zur eignen Entwickelung hinstrebe, und dasjenige werde, was es seiner Anlage nach seyn kann. Die Erfahrung bestätigt dieses sowohl in Rücksicht der unorganischen, als der organisirten und belebten Geschöpfe. Für den Menschen ist dies Ziel hoch gesteckt, und über demjenigen, was in jeder bestimmbaren Zeit die Einzelnen erreichen, ist immer noch etwas Höheres der Gattung aufbehalten. Sehen wir auf die Anlagen und Triebe unsrer Natur an sich selbst; so hat das obige Gesetz keine Ausnahme bei dem Menschen. Bedürfniß führt ihn, beim Anwachs der Bevöl-

kerung, von Fischerei und Jagd zur Viehzucht, und dann weiter zum Ackerbau, zu den Künsten, dem Handel, und derjenigen Benutzung der natürlichen Vortheile, welche seiner jedesmaligen Lage und seinen Einsichten angemessen ist. Damit muß eine analoge Einrichtung der Gesellschaft und eine Gemeinverfassung entstehen. Bei grösserer Muse und Bequemlichkeit, wie auch den empfundenen Folgen von der Unvollkommenheit, kann es nicht fehlen, daß der durch Uebung gebildete Scharfsinn ihre Mängel entdecke, und das Nachdenken zuerst über die Angelegenheiten der Gemeinde, dann über die übrigen, auf die menschliche Bestimmung einfliessenden Gegenstände, mittelst ihres Zusammenhanges mit jener und unter einander erweckt werde. Irrthum und Täuschung bleiben freilich nicht aus, werden auch wohl geflissentlich vom Eigennutz unterhalten. Allein auf die trügliche Dämmerung folgt ein zunehmend helleres Licht, das, bei fortschreitendem Wohlstande sich nicht immerfort in die geheimnißvollen Logen einschliessen läßt, sondern allmählig nach Maasgabe der Empfänglichkeit und des gefühlten Bedürfnisses auch die niedern Classen der Profanen erleuchtet. Vollkommnere Gesetze, eine bessere Erziehung, die aus einer reinern Religion entspringenden Erwartungen machen die Menschen

vorerst wohlgesitteter, und so wird durch den Genuß einer gesetzlichen Freiheit und Sicherheit, durch die Entfernung der Beispiele großer Verbrechen, durch die in Gebräuchen und Manieren verfaßte Erinnerung an sittliche Verhältnisse, wenigstens der Boden zum Anbau der Tugend zubereitet. So ergiebt sich aus der ursprünglichen Anlage der menschlichen Natur der stätige Fortschritt derselben zur Vollkommenheit — so weit nämlich dieser Fortschritt keine Hindernisse, oder, da dergleichen zu ihrer Entwickelung erforderlich scheinen, nur solche findet, welche sie zu überwinden im Stande ist.

Gesetzt nun, es fänden sich auf diesem Wege unüberwindliche Hindernisse, die einen Stillstand nothwendig bewirkten, oder gar solche im Gegensinne wirkende Ursachen, welche von Zeit zu Zeit die Menschheit bis auf einen gewissen Punkt der Bildung zurückwürfen: so sähe man leicht ein, daß alle aus jener allgemeinen Ansicht der Sache geschöpften Hoffnungen verschwinden, und das ganze Bestreben unsers Geschlechtes, über jenen Punkt der Cultur hinauszukommen, der Arbeit des Sisyphus gleichen würde. Dadurch nun wird obige Frage auf diese andere zurückgeführet: „Finden sich in dem Gange des Menschengeschlechts natürlicher Weise solche Hindernisse

und seiner Vervollkommnung entgegen wirkende Ursachen, wodurch dieselben in Stockung gerathen, oder auch wohl periodisch zu einer niedern Stufe zurückkehren müßte?"

Die Hindernisse des Wohls und der Ausbildung liegen theils in der Natur, theils entspringen sie aus dem Menschen selbst. Einige der Uebel, worüber wir seufzen, der Schranken, auf welche wir im Fortgange zu einem bessern Seyn stoßen, kommen von der Natur, deren Kräfte in ihrer Richtung zuweilen dem Gedeihen unsrer Zwecke entgegengesetzt sind. In ihr liegt aber nicht nur der Urquell unsers Wohlseyns und die Anlage zum heitern Genusse des Lebens, sondern auch, und zwar am meisten in ihrer, unserer Absicht oft widerstrebenden Beschaffenheit der größte Reiz zur Thätigkeit und Entwickelung. Durch Kunst und Wissenschaft kann der Mensch bis zu einem Punkte ihre Kräfte beherrschen, sie zusammenhalten, zerstreuen, einander entgegensetzen; je genauer er sie kennen lernet, sie immer besser zu seinem Vorhaben benutzen, immer mehr ihre nachtheiligen Wirkungen abwenden, und in seinen Werkstätten ein Schöpfer im Kleinen werden. Die Ueberwindung des meisten Widerstandes, welchen unser Fortgang von Seiten der Natur erfährt, läßt sich daher von den unausbleiblichen

hervorgedrungen ist; so führt doch alle Geschichte und ihre Philosophie darauf, und die Welt ist nur darum so oft ein Schauplatz des öffentlichen und Privatelendes geworden, weil man sie mißkannt hat. Vorurtheil, Leidenschaft, und die eingewurzelten, ohne Untersuchung sich fortpflanzenden Maximen der Maulwurfsklugheit streben ihr entgegen. Die Aufklärung hat über diese Feinde schon andere Siege erhalten: warum sollte es ihr mißlingen, auch dieser Wahrheit Eingang zu verschaffen? Für's Zweite, der Aufgeklärte weiß der Bosheit besser zu widerstehen. Je mehr gemeinnützliche Einsichten sich verbreiten, desto mehr setzen sich die Vertheidigungsmittel mit dem Angriff in Gleichgewicht, desto öfter wird derselbe vereitelt, und der Eigennutz durch mißlungene Versuche abgeschreckt, sein Glück auf Unkosten wachsamer Nachbarn zu suchen. Die zwei Mittel, wodurch Menschen einander schaden, und ihre Absichten gegenseitig durchkreuzen, sind Gewalt und List. Durch Gewalt richtet man so lange Etwas aus, als man die Uebermacht hat, und diese hört auf, so bald entweder der Gegner seine Kräfte und Hülfsquellen kennen und gebrauchen lernet, oder die Schwächern ihr gemeinsames Interesse einsehen, und die vortheilhafteste Art, gegen den Mißbrauch der Gewalt sich zu

vereinigen. Unwissenheit und Zerstreuung der zum Widerstande hinreichenden Kräfte haben von Anbeginn alle Uebermacht gegründet. List gilt gegen die Einfalt und Unbehutsamkeit. Wie durch die Fortschritte des Verstandes die möglichen Combinationen der Gewalt und List sich erschöpfen, und zuletzt alles mehr oder weniger Wiederholung und Nachahmung des Vorhergehenden wird; so entwickelt der Scharfsinn der Menschen auch die möglichen Combinationen des Widerstandes und der Gegenlist: auf diese Art müssen die Uebel, welche ein Mensch dem andern zuzufügen vermag, und die nachtheiligen Folgen, welche sie für die Bildung der Gattung haben, sich vermindern. Für's Dritte, eben dadurch werden die allgemeinen und großen Anstalten, die Leidenschaften zu zügeln, und zum gemeinen Besten zu lenken, vollkommener. Diese Anstalten sind die Erziehung und der Staat. Schon hat das Licht der letzten Jahrhunderte die Theorie derselben etwas aufgehellt: schon hat man ihre Zwecke genauer bestimmt, ihre Provinzen abgegränzt, einige Grundsätze gefunden. Hier und da ist etwas davon zur Ausübung gekommen. Allein wir haben über diese Gegenstände erst zu denken angefangen, noch streitet man über die Grundlage; alte Irrthümer haben neuen Platz gemacht, wel-

che Erfahrung und vielseitige Betrachtung der Dinge zerstreuen werden. Beide Anstalten wirken isolirt, oder wohl gar einander entgegen. Noch besteht jede derselben aus zu heterogenen, ohne organisches Princip zusammengeführten Bestandtheilen. Die wichtigsten Verbesserungen auf die Dauer zu Stande zu bringen, müssen günstige Umstände und die hülfreiche Hand der Zeit abgewartet werden. Wer mag berechnen, zu welchem Grade der Vollkommenheit diese mit Anarchie, Barbarei, Unwissenheit und herkommlichen Mißbräuchen noch ringenden Einrichtungen, die gleichwohl jetzt schon so viel bewundernswürdiges Gutes hervorbringen, einst gedeihen werden?

So wenig diese erfreulichen Folgen einer ungestört fortrückenden Aufklärung sich im Ganzen bezweifeln lassen; so ist doch die Aufklärung selbst ein Theil der menschlichen Vervollkommnung, deren steter Fortgang eben in Frage ist, und die angeführten Gründe drehen sich in einem fehlerhaften Zirkel, so lange die Besorgnisse eines Stillstandes oder periodischen Rückganges in Rücksicht der Aufklärung selbst nicht gehoben sind. Da nun, wie ich oben bemerkt habe, die verschiedenen Momente in Wechselwirkung stehen, und dasjenige, was den Fleiß lähmt, oder die Sitten entadelt, in die Länge auch den Verstand verfinstert; so be-

finden wir uns wieder an dem Punkte, wovon wir ausgiengen, und müssen, um die Furcht eines solchen Rückganges in dem einen zu entfernen, zugleich zeigen, daß sie in Rücksicht der übrigen ungegründet sey. Ohne so weit auszuholen, laßt uns die Augen auf die Wiege und die frühesten Uebungsplätze des menschlichen Geistes, auf Asien, Aegypten, Griechenland werfen, auf das südliche Europa in den Zeiten der römischen Weltherrschaft, und dann des Mittelalters! Wem drängt sich nicht die Vermuthung einer natürlichen Ebbe und Flut des menschlichen Verstandes auf? Wer kann sich dabei der süßen Hoffnung einer auch nur einigermaßen allgemeinen und zugleich dauerhaften Aufklärung überlassen? Ausserdem darf man über den obigen, von der Aufklärung hergenommenen Gründen nicht vergessen, daß nicht nur unser Verstand eingeschränkt, sondern der Mensch auch, der bessern Einsicht ohngeachtet, oft das Spiel seiner Phantasie und seiner Leidenschaften sey. So bald man ihm die Freiheit, es sey in welchem Sinne es wolle, zugesteht, muß der mögliche Mißbrauch derselben in Anschlag kommen. Dieses vorausgesetzt, kann Laster und Thorheit Einzelner, die den Hebel regieren, das Gute, was Aufklärung stiften mag, auf lange Zeit rückgängig machen, und un=

sächlich viel zum Verderben der Menschen wirken. Ein einziger Eroberungskrieg, von Eifersucht, Rachgier, Ehrgeiz oder Eigennutz angezündet, wie tiefe Wunden kann er den Nationen schlagen! wie viel nützliche, langsam gereifte Anstalten zerstören! auf wie lange die Quellen des öffentlichen Wohlstandes auftrocknen! Eine einzige schlechte Verwaltung kann das Gute vieler preiswürdigen Regierungen vernichten. Darf man sich schmeicheln, die Aufklärung werde je verhindern, daß es keine bösen oder schwachen Regenten, keine kurzsichtigen oder eigennützigen Rathgeber, keine feilen Staatsbeamten, keine Meuter, keine Jacobiner mehr gebe? — — — Auf Erziehung, Religion, und Güte der Verfassung läßt sich freilich viel rechnen. Sie können viel Böses entweder im Keim ersticken oder wieder gut machen. Allein weder das Institut der Moral noch das Institut des Rechtes wirken unfehlbar, und auf Alle. Bei der besten Erziehung kann ein Kritias, in der besten Verfassung ein Catilina entstehen. Die Wirksamkeit dieser Anstalten selbst hängt vor Allem von der sittlich gerichteten Thätigkeit der Gewalthaber, Erzieher, und Vorsteher, dann auch des größern oder wichtigern Theils der Gemeinde ab. Wo dieser belebende Geist entweicht, bleibt nichts als todter Buchstabe, For=

melwerk, Manier und Grimasse. Ich mache hieraus den Schluß, daß das Meiste auf den guten Willen der Einzelnen ankomme, und so lange wir keine Zauberworte finden, diesen in unsre der Beförderung der Cultur gewidmete Anstalten zu bannen; bleibt der Fortgang der Aufklärung nicht nur selbst ungewiß, sondern er kann auch kein sicheres Unterpfand für die Verbesserung unsers ganzen Zustandes seyn.

Sehen wir also lediglich auf die Anlagen des Menschengeschlechtes und den natürlichen Gang seiner Entwickelung; so ergiebt sich in Beziehung auf die obige Frage folgendes Resultat. In der Erweiterungsfähigkeit der physischen und intellectuellen Kräfte des Menschen, in seinen Grundtrieben, und den Bedingungen, unter denen sie wirken, liegt der Grund zu einem beständigen Fortschritte, wodurch die Gattung, wenn richtige Begriffe und sittliche, wenigstens rechtliche Absichten immer die menschlichen Handlungen leiteten, immer mehr dem Punkte der Vollkommenheit sich nähern müßte. Auf der andern Seite entspringt aber aus der Begränzung des Verstandes, und noch mehr aus der Unsittlichkeit des Willens ein Hinderniß, welches stark genug werden könnte, um sie von jenem Ziele wieder zu entfernen, und ihr einen gewissen Kreis anzu-

weisen, den jede Abtheilung derselben durchliefe, und über den also die ganze Gattung nicht hinauskäme. Die ihrer Vervollkommnung entgegenstehenden Ursachen sind so geartet, daß sie der Berechnung und Messung entgehen. Folglich läßt sich ihr Verhältniß zu den entgegen gesetzten nicht ausmitteln, und bei gleicher innern Möglichkeit der bejahenden und der verneinenden Antwort, nicht bestimmen, auf welcher Seite das Uebergewicht sey.

Bei der Unentschiedenheit, worin die Betrachtung der menschlichen Natur allein uns läßt, müssen wir uns schon einen Schritt weiter wagen, ob es uns vielleicht gelingt, den Plan Gottes in Absicht unsrer Gattung aus den Fingerzeigen der Geschichte zu muthmaßen.

Ich weiß, wie behutsam wir hierüber philosophiren müssen, und wie sehr wir Gefahr laufen, der unendlichen Weisheit unsere kurzsichtigen Entwürfe unterzuschieben. Auf der andern Seite ist mir auch die Abneigung nicht unbekannt, wovon viele Philosophen dieser Zeit wider dergleichen, so oft gemißbrauchte Argumente eingenommen sind. Diese mögen doch erwägen, daß die bisher abgehandelte Frage weder rein physisch noch metaphysisch, sondern, wie beson-

ders aus dem bisher Gesagten erhellt, größten Theils teleologisch sey, folglich weder durch die Erfahrung, noch aus unumstößlichen Gründen der reinen Vernunft, sondern durch Zurückführung auf die eigenthümliche Quelle, d. i. auf die Betrachtung der Begebenheiten, deren Folgen, und den ihnen nach der Idee, die wir uns von Gott machen, zum Grunde liegenden Plan beantwortet werden müsse. Ob nun gleich, unter Voraussetzung eines solchen Planes, selbst die kleinsten Vorfälle zum Systeme gehören; so ist doch für unsre blöden Augen diese Beziehung auf die Ausbildung der Menschheit nur bei einigen, für uns eben darum vorzüglich merkwürdigen Begebenheiten sichtbar. Es ist keine Kleinigkeit, diese aus dem ganzen Umfange der Völkergeschichte zu sammeln, und zu einem Gemälde zu vereinigen. Doch ist es dem Scharfsinn einiger neuern philosophischen Geschichtforscher gelungen. Ihre Arbeiten haben uns in den Stand gesetzt, die Anstalten, welche die Vorsehung zur Entwickelung des menschlichen Geschlechtes getroffen hat, mit hoher Probabilität zu verfolgen, einige Lectionen, die sie in seine Geschichte geschrieben, zu lesen, und den Antheil einzusehen, den sie an seiner Erziehung haben. Selbst große Unfälle, Zerstörung einst blühender Staaten,

Kriege, welche die Völker unter einander warfen zeitliche Verfinsterung der Wahrheit, und nach einer allgemeinen Herrschaft ausgerottete Irrthümer erscheinen als Glieder einer Kette, durch welche die Menschheit, ihrer Beugungen und Krümmen ohngeachtet, immer vorwärts gieng. Wir schliessen daraus, daß auch die noch dunkeln Stellen ihre Deutung zu erwarten haben, und die anscheinenden Widersprüche, Stillstände, Rückgänge nur der Knoten in diesem unabsehlichen Drama seyen, welchen die Vorsehung, zur Beschämung der voreiligen Richter, befriedigend lösen werde. Der ganze Gang der Weltbegebenheiten weiset darauf hin, daß 1) die Cultur unter den gebildeten Nationen immer wachsen, und 2) immer ein größerer Theil der Erdbewohner daran Theil nehmen soll. Eroberungen, Völkerwanderungen, gewaffnete und ungewaffnete Missionen haben in ältern Zeiten; Colonieen und Handelsverkehr in neuern das Letzte theils bewirkt, theils vorbereitet. Freilich hat jedes dieser Mittel seine Nachtheile gehabt, und manches auf einige Zeit die Cultur gestört, anstatt sie zu befördern. Allein das vortheilhafte Resultat für das Ganze liegt in einer größern Verbreitung derselben bereits vor Augen. Was das Erste betrifft, so sind zwar viele derjenigen Völker, bei

denen Ackerbau, Künste, Wissenschaften, Politik, und Tugend geblühet, entweder verschwunden, oder in Barbarei zurückgesunken. Allein auch dieses hat das Fortrücken in der Cultur nicht gehindert. Die heutigen Europäer sind in der reellen Wissenschaft unstreitig weiter als die Griechen, in der Kenntniß des Handels über Phönicier und Carthaginienser. Seyen unsre Verfassungen noch so unvollkommen; die Sclaverei im Sinne der Alten ist dem milden Geiste des Christenthums gewichen, und der Schutz des Staates umfaßt alle Bewohner seines Gebietes. Die Religionsbegriffe sind unläugbar reiner, und, was das Wichtigste ist, praktischer geworden. Der Aberglaube der heutigen europäischen Welt ist mit dem Aberglauben der alten Völker nicht zu vergleichen. Was in Griechenland in den Mysterien, oder in den Schulen der Philosophen gelehrt wurde, ist ein Theil des Volksunterrichtes. Die größere Vollkommenheit der mechanischen Künste, die Frucht der Zeit, der Erfahrung, der Naturkunde fällt in die Augen, ob sie gleich dem Alterthum nicht zur Beschämung gereichen mag. Ich breche hier ab, um durch den reichhaltigen Stoff nicht zu einer größern Ausführlichkeit, als die Absicht erfordert, hingerissen zu werden.

Wenn die Betrachtung der menschlichen Natur, das Studium der Geschichte, geleitet von Ideen der Religion, durch diese Aussicht auf einen vollkommenern Weltzustand das Herz erquicken, und zur freudigen Vollbringung unsers Tagewerks uns anfeuern; so kann eine andere zur Erhaltung des Muthes noch unentbehrlichere Wahrheit dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, die zur Bestärkung jener Hoffnung viel beiträgt. Diese ist: daß die Menschen nie ganz entarten, daß die Verwilderung ihre Gränzen hat. Nie berauschen sie aus dem Becher der Thorheit und des Lasters sich so sehr, daß sie nicht früher oder später zur Vernunft erwachen. Große Irrthümer empören durch ihre Folgen den Menschenverstand, große Ausschweifungen das Menschengefühl. Das Uebermaas der Bedrückung bringt zur Freiheit, das Uebermaas der Anarchie zur Regierung, der höchste Aberglaube zur Aufklärung, der äusserste Unglaube zur Religion, obgleich oft erst nach einem scheinbaren Sprung in das entgegengesetzte Aeusserste, zurück. Von dem Bessern zum Schlechtern scheint die Linie bestimmt, welche die Menschheit durchlaufen mag. Was jenseits liegt, ist unerreichbar. Im Augenblicke der Berührung zerfließt der Zauber, und wir fühlen uns zurück-

gestoßen. Die erste Ursache davon ist die Selbstliebe, und die ziemlich richtige Kenntniß des Nützlichen und Schädlichen, wozu sie uns verhilft. Das Publicum kann getäuscht und irre geleitet werden. Allein die Folgen, die daraus für sein Wohl entspringen, werden ihm bald fühlbar, und es besitzt Scharfsinn genug, um die Quelle davon aufzufinden. Dadurch ereignet sich ein Umschwung in der öffentlichen Meinung, deren Gewalt in die Länge Alles nachgiebt. Der zweite Grund liegt in einem gewissen Maaße des Wahrheitsgefühls und des moralischen Sinnes, welches den Menschen, die aus der Wildheit einmal sich herausgearbeitet haben, nie fehlet. Der größere Theil des Menschengeschlechts besteht weder aus Aufgeklärten noch Tugendhaften, sondern aus gemeinen Seelen, die zwischen Aufklärung und Dummheit, Tugend und Laster mitten inne stehen. In dieser Mittelmäßigkeit behalten sie unter mancherlei Verirrungen stets eine solche Portion gesunden Verstandes und moralischen Gefühls, daß große Ausschweifungen von ihnen nicht nur bald genug wahrgenommen, sondern auch verabscheuet werden. Hierzu rechne man noch, daß Verblendung und Laster nie allgemein sind, und die Beispiele und Einsichten der Bessern ihre Wirkung auf den großen Haufen bei

vorgedachter Empfänglichkeit für das Wahre und Gute nicht verfehlen können; und man wird die obige Erfahrung hinreichend zu erklären im Stande seyn, und sich überzeugen, daß, wenn auch an einem beständigen Fortschritte der Menschheit zum Bessern noch gezweifelt werden möchte, ein stätiger Rückgang zum Schlechtern noch weit weniger möglich sey.

Von dieser Wahrheit, deucht mich, muß ausgegangen werden, wenn man die Besorgnisse, welche die neuesten Begebenheiten erregt haben, zerstreuen will. Der Ausbruch und die ersten Erschütterungen derjenigen Revolution, welche seit zehen Jahren die Gestalt eines großen Reichs verwandelt, und das System von Europa aus seinen Fugen gerissen hat, waren mit einer solchen Zerrüttung der politischen, mit einer solchen Verfälschung der sittlichen Begriffe verbunden, und eröffneten den Leidenschaften einen so unbeschränkten Spielraum, daß es schien, sie würde überall, wohin sie reichte, den öffentlichen Wohlstand auf immer zerstören, die Bande der Gesellschaft auflösen, und im Namen der Philosophie der wahren Aufklärung und der Cultur überhaupt zu Grabe läuten. Die Stimme der Weisen ward durch die beklatschte Sophisterei, durch den Lärm der Partheien, durch Verbote und Anklagen erstickt;

Menschlichkeit war ein Verbrechen, ein Verrath der guten Sache; Kunstfleiß und Handel eine Pest des Gemeingeistes; selbst der Geschmack und die Sprache nahmen einen Anstrich von der herrschenden Barbarei an. Das Schlimmste war die thätlich erklärte Absicht der Häupter, diese Schwärmerei durch einen Kampf auf Leben und Tod in die übrige Welt zu verbreiten, und nirgend ringsum einen Zustand der Dinge bestehen zu lassen, der zur Vergleichung dienen, und zur Besinnung führen könnte. Während aufgeklärte Männer diese Verirrungen beseufzten, und die Verdrehung der heilsamsten Wahrheiten als das schlimmste Symptom dieser Verrückung ansahen; gab die Hitze des Streites, wie es zu geschehen pflegt, den Meinungen der Gegenparthei eine Richtung, die um so gefährlicher scheinen konnte, als die Menschheit leichter von Irrthum, Schwärmerei, und Ueberspannung, denn von Erschlaffung genest. Der oberflächlichste Beobachter hatte wohl bemerkt, daß Meinungen von Männern, die für Philosophen galten, auf die Revolution Einfluß hatten, und diejenigen, die das nicht selbst bemerkten, glaubten es den Freunden und Gegnern derselben aufs Wort, daß sie die Frucht der Philosophie sey. Unläugbar war es dabei, daß die Nation, in deren Schooße sie ausbrach,

hinter Doppelsinn sich versteckt. Nur die Besorgniß derjenigen möchte ich vermindern, welche in den Symptomen dieser Zeit ein sicheres Vorzeichen der bevorstehenden Degradation unsrer Gattung sehen. Sie finden es nämlich unbegreiflich, wie zwischen so mächtigen Extremen die Wahrheit nicht erdrückt werden solle, und von dem Streite zweier Partheien, deren eine auf den Umsturz aller bisherigen Verhältnisse und Begriffe, die andere auf Behauptung des blinden Glaubens und des Herkommens leidenschaftlich ausgeht, versprechen sie sich keinen andern Erfolg, als daß die Welt künftighin zwischen Anarchie, Sittenlosigkeit und falscher Aufklärung auf der einen, und willkührlicher Gewalt, Finsterniß und Aberglauben auf der entgegengesetzten Seite sich theilen werde. Stellt man nun diesen trüben Aussichten das Gemälde des in aller Humanität zunehmenden Europa, wie es vor dieser Periode war, gegenüber; so kann man, je herrlicher die Sehnsucht dasselbe ausgemalt, desto schwerer des niederschlagenden Gedankens sich erwehren, daß dieser Welttheil, der bisherige Mittelpunkt der Cultur, in einem unverhinderlichen Verfalle sich befinde.

Ich fühle das Gewicht dieser Bedenklichkeiten, und sehe wohl ein, wie schwer mit den

Gegengründen dagegen aufzukommen sey, so lange der Druck der Gegenwart so lebhaft empfunden wird. Nur indem man dieses schmerzliche Gefühl bezwingt, ist es möglich, die düstern Nebelbilder der Phantasie zu zerstreuen, und zu dem festen und ruhigen Standpunkte sich zu erheben, in welchem man seyn muß, um die Quellen und Folgen der Begebenheiten zu erforschen, und die Absichten der Vorsehung zu ahnden.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die meisten europäischen Länder in der unmittelbar vor der französischen Revolution hergehenden Periode in einer Zunahme ihres Wohlstandes begriffen waren, die sie vorzüglich der wachsenden Industrie, und hiernächst den aufmunternden und günstigen Anstalten ihrer Regierungen verdankten. Auch der Wachsthum und die Ausbreitung der Aufklärung läßt sich nicht bezweifeln, aber auch die Fehler, Uebertreibungen, und die Neuerungssucht lassen sich nicht verhehlen, deren manche ihrer vorgeblichen Beförderer sich schuldig gemacht hatten. Man hatte Untersuchungen über staatsrechtliche Fragen, die ihrer Natur nach zur Competenz der kleinern Anzahl gehören, in populären Schriften vor das gemischte Publicum gebracht, und dadurch bei der übrigen größern

Mißverständnisse, und die Neigung veranlaßt, zu tadeln, was sie nicht verstand, und zu verändern, was ihr tadelswerth schien. Viele witzige Schriftsteller hatten die Regierungen zum Ziele ihres Spottes genommen, und in den mancherlei Einkleidungen der Fabel, des Romans, des morgenländischen Mährchens die Fehler der Höfe geschildert, und Plane zu Reformen angegeben, die, so nützlich sie für reife Leser seyn konnten, ein gefährlicher Zunder für den Eigendünkel einer brausenden und erfahrungslosen Jugend geworden waren. Journale, die ihrer ersten Bestimmung nach, Magazine der Länderkunde seyn sollten, waren in Niederlagen von Satyren, unbefugten Beschwerden, und Kritiken der Regierungen ausgeartet, und diese wurden oft ungehört verurtheilt, weil sie weder Zeit noch Lust hatten, sich in einen Federkrieg einzulassen. Nicht besser gieng es der Religion. Auch sie wurde in ihrer Grundfeste angegriffen. Dem holden Geiste der göttlichen Duldung folgte der Alles gleichmachende Indifferentismus, und der Witz, dem es an Muthe fehlte, auf die Regierungen loszugehen, wollte doch an dem Christenthum zum Ritter werden. Ein halbgelehrter Haufe, dem es an den ersten Elementen der Kritik und der Hülfswissenschaften gebrach, wollte über den Geist

und Werth seiner Urkunden entscheiden helfen, und was bei einer so oberflächlichen Prüfung nicht gelitten hatte, wurde mit Lucianischem Spotte weggelacht. Die Mißbräuche und zufälligen Fehler der Religion wurden in das gehässigste Licht gestellt, von ihrem Guten geschwiegen. Jeder herrschsüchtige Pabst ward aus dem Grabe der finstern Jahrhunderte hervorgerufen, um die Fürsten und Minister des achtzehnten zu schrecken. In Ermangelung kräftigerer Mittel, bediente sich der theistische Terrorismus verächtlicher Seitenblicke, abfertigender Kritiken, erniedrigender Epitheten, denen die Eitelkeit der Gelehrten nicht leicht widerstand; daher viele, die im Herzen anders denken mochten, die Cocarde der herrschenden Parthei aufsteckten. Dadurch gieng selbst der eigentliche Vortheil der Denkfreiheit verlohren, vielseitige Prüfung der Sache, und dadurch vorbereiteter Sieg der Wahrheit. *) Daß die Aufklärung im Durchschnitte nicht von der Sittlichkeit ausgegangen war, beweisen, ausser der überhandnehmenden

---

*) Dahin gehört auch der polizeiwidrige Unfug der Romanenschreiber, Bischöffen, Aebten und überhaupt Geistlichen die Schurkenrollen in ihrem Machwerke zu übertragen, mit einer Affectation,

Sinnlichkeit und dem Rasen nach Genuß, die Licenz des Theaters, die Schlüpfrigkeit der Romane, und die Scandale der gelehrten Welt. Alles dieses wurde unterstützt von einer Ausgelassenheit der Presse, die keine Gesetze zu kennen schien, und sich mit Grundsätzen rechtfertigte, bei denen kein Staat bestehen kann, und welche diejenigen, die als Unterthanen am meisten dafür geeifert hatten, zuerst zurücknehmen mußten, als sie sich zu Regenten emporgeschwungen hatten. Ich bin weit entfernt, das Wesen der damaligen Aufklärung hierin zu setzen, diese Ausschweifungen für allgemein auszugeben, und die wirklichen Fortschritte in der Erkenntniß des Wahren und Guten in Zweifel zu ziehen. Ich wollte nur zeigen, daß unter dem Golde, das der Nachwelt überliefert zu werden verdient, manche Schlacken und Zusätze waren, welche die Feuerprobe der Erfahrung an den Tag bringen mußte. Es waren Gebrechen, worüber die Zeit Völker, Regenten, und Gelehrte aufgeklärt hat, und ihre Lehren werden hoffentlich so bald nicht vergessen werden.

---

die nicht nur den Anstand und die Gesetze des deutschen Reichs, sondern auch die Gesetze des Geschmacks und der poetischen Wahrscheinlichkeit verletzt.

Der Jacobinismus, dieser Wechselbalg, den Eigennutz und Herrschsucht der Philosophie untergeschoben haben, der die Begriffe der Freiheit übertreibt, um die Menschen in Fesseln zu schlagen, und der Gleichheit, um sie zu berauben; der Jacobinismus zerstört sich selbst durch seine Siege. Jeder Günstling, den er bereichert oder an das Ruder bringt, wird der Feind einer Denkart, die ihm die errungene Beute streitig macht. Seine Herrschaft konnte keine Dauer haben: denn für's Erste läuft er dem Interesse der Gesellschaft zuwider, die nur nach Grundsätzen der Gerechtigkeit bestehen kann. Die Zeit seiner Herrschaft war ein Zustand des Leidens und des Verlustes für unendlich viele Menschen, der Furcht für Alle. Für's Zweite sind die folgerechten Irrthümer aus seinen Grundsätzen so auffallend, die Art, wie er alle natürlichen Verhältnisse und Empfindungen seinem Götzen unterordnet, so gewaltthätig, und seine Frevel gegen die Menschheit so grausam, daß der gesunde Verstand und das sittliche Gefühl, beim ersten Erwachen aus der Betäubung, dadurch sich tief verletzt fühlen müssen. Am meisten trugen die Brüder und Freunde durch ihr Betragen bei, der Welt die Augen zu öffnen, und ihr in dem Jacobinerwesen eine zum Vortheil der

Oberhäupter gespielte Posse des Patriotismus zu zeigen. Die Liebe zur Ordnung mußte also über den Geist der Verwirrung siegen, und die öffentliche Meinung sich wider ihn wenden. Sollte es, was schwer zu glauben ist, den Häuptern der Jacobiner noch einmal gelingen, den Meister zu spielen; so würden sie doch diese nie wieder gewinnen, und früh oder spät noch einmal an dieser Klippe scheitern, es wäre denn, daß sie zu den Maximen der Vernunft und Mäßigung zurückkehrten, d. i. aufhörten, Jacobiner zu seyn. Genug: das Ungeheuer wird selbst in seinem Geburtslande verabscheuet. Man hat das Bedürfniß einer Regierung gefühlt; man hat, um solche zu erhalten, sogar über die Formen hinweggesehen; man hat es sich gestanden, daß einige Schritte zurückgethan werden müßten: die Vernunft hat sich über die Schwärmerei erhoben, und der Gerechtigkeit wenigstens die Rückkehr bereitet.

Wird aber die Welt, indem sie die Verwirrung, die Anarchie, die Irreligion flieht, nicht in die Fallstricke der Obscuranten fallen? Wird es ihren Bemühungen, von kleingeistischer Aengstlichkeit des Zeitalters unterstützt, vielleicht gelingen, uns auf der andern Seite von der seligen Mittelstraße abzuführen? Werden sie nicht nütz-

liche Institute mit einem verderblichen Geiste schwängern, und zu Werkzeugen ihrer Absichten umschaffen? Wenn man die Zeichen der Zeit beobachtet, so würde es Thorheit seyn, in diesem Betreff ganz unbesorgt zu bleiben. Allein diese Furcht, welche allerdings die bessern Menschen zu Vorkehrungen erwecken und vereinigen soll, wird durch folgende Betrachtungen gemäßigt. Für's Erste ist des Geschreies über Obscuranten weit mehr, als mit der Wahrheit besteht. Dieses Wort ist ein Partheiname*) geworden, den man freigebig seinen Gegnern austheilt, weniger, um dasjenige an ihnen dadurch zu bezeichnen, was er besagt, als um unter einem schwankenden, aber gehässigen Worte sie zu ächten. Man

*) Niemand haßt die Wahrheit oder liebt den Irrthum um ihrer selbst willen. Obscuranten verdienen diejenigen zu heissen, welche das Interesse der Wahrheit ihrem eignen oder dem Interesse ihrer Parthei unterordnen, ihre Meinungen allein, gleichviel durch welche Mittel, herrschend zu machen suchen, und die freie Untersuchung durch Gewalt oder List hindern. Der Obscurantismus kann sich mit dem Unglauben, mit dem Aberglauben verbinden; im Namen Kant's und Fichte's, oder im Namen des Aristoteles den Verstand unterjochen.

darf sich also nicht schrecken lassen: die Anzahl derjenigen, welchen es Ernst ist, die Welt in die Unwissenheit zurück zu versenken, ist geringer, als man uns glauben machen will. In Rücksicht der meisten, die man mit diesem Namen beschenkt, herrschen Mißverständnisse auf beiden Seiten. Für's Zweite, was dem natürlichen Streben des menschlichen Geistes widerspricht, kann zwar durch Gewalt ausgeführt werden, und einen ephemeren Erfolg haben. Es kann aber gegen die stäte Entgegenwirkung unzerstörbarer Kräfte und Triebfedern sich in die Länge nicht behaupten. Sollte diejenige Energie, womit der Verstand, Trotz den Hindernissen barbarischer Zeiten, aus der Rohigkeit sich emporgearbeitet, auf einer höhern Stufe ihn verlassen? Würde seine Schnellkraft nicht in Verhältniß des Druckes steigen, und früh oder spät die Fesseln zersprengen? Wenn dieser Druck noch mäßig wäre; so möchten vielleicht Hoffnung und Furcht, geschickt vertheilt, die Menschen vermögen, ihn zu erdulden. Allein der wahre Obscurantismus verträgt seinem Zwecke nach, so wenig als der Jacobinismus, sich mit Mäßigung. Er ist ein unversöhnlicher Feind jedes deutlichen und bestimmten Begriffes, jedes lichten Grundsatzes, die seine Finsterniß erhellen möchten. Seine ersten Maasregeln werden ge-

lind seyn, und nur die Verhütung des Mißbrauches zu bezwecken scheinen: bald aber wird er der ächten Aufklärung zu Leibe gehen. Hierbei wird er mit Gewandtheit verfahren, und seine Schritte vorbereiten. Erst begnügt man sich, wackere Männer verdächtig zu machen, damit ihnen die Flügel kurz gehalten werden: dann bringt man solche um Amt und Brod, und besetzt die Stellen mit geschmeidigen Clienten: in der Folge drohen Landesverweisung, Ketten und Bande demjenigen, der sich gegen die herrschende Meinung erklärt, der sie schweigend mißbilligt, der nicht laut sich dazu bekennt: das Ende ist Inquisition, Feuer, und Schwerdt. Freilich gedenken nicht Alle so weit zu gehen. Es giebt in jeder Parthei gutmüthige Schwärmer, treuherzige Nachbeter, schwache Seelen, die man aber doch am Ende dahin bringt, daß sie mit dem besten Willen von der Welt ihr Scheit zum Feuer herbeitragen. Wüßten sie Anfangs, wie weit ihre Führer gehen würden: sie blieben sicher zurück. Ach! diese Führer wissen oft selbst nicht, wie weit Gelegenheit, Umstände, und die Folgen der ersten Schritte sie führen werden. Also der Obscurantismus bleibt entweder auf halbem Wege stehen; und der menschliche Geist behält einen Spielraum zur Uebung

seiner Kräfte, und geht ohnfehlbar wieder vorwärts; oder er führt seinen Plan durch: und das Uebermaas des Uebels leitet, wie schon geschah, zu den Heilmitteln. Wenn aber auch das natürliche Streben des menschlichen Verstandes nicht schon diese Entwürfe vereitelte; so würde doch zu ihrer Ausführung noch weiter erforderlich seyn, daß das Bedürfniß richtiger Einsichten nie lebhaft gefühlt würde. Im Verkehr mit aufgeklärten Völkern muß dieses Gefühl bei der minder aufgeklärten Nation um so unvermeidlicher entstehen, je öfter sie Gelegenheit hat, die Ueberlegenheit der andern zu erfahren. Diese Ueberlegenheit mag nun im Kriege, in der Politik, oder in der Handelsbilanz sich äussern; so erregt sie das Nachdenken über die Ursachen, und die Nacheiferung, es jenen Nationen in demjenigen, worauf sie sich gründet, gleich zu thun. Es ist aber wegen der Verbindung, worin die Gegenstände der Erkenntniß mit einander stehen, unmöglich, irgend ein Fach derselben mit Erfolg zu bearbeiten, ohne auf andere angränzende Rücksicht zu nehmen; und so muß das Licht, welches von der einen Seite eindringt, in der Folge auch die übrigen erhellen. Man erwäge die Beziehungen, welche die Kriegskunst mit den mathematischen und phy-

sischen Wissenschaften hat; wie ein Band alle moralischen und politischen Wissenschaften umschlingt; man erwäge die Verhältnisse, welche die Berechnungen des Handels an die diplomatischen und kriegerischen Angelegenheiten knüpfen, und ferner die Wirkungen des Anstoßes, durch welchen der Geist einmal in Thätigkeit ist gesetzt worden. Man wird sich leicht überzeugen, daß, um eine Nation auf lange Zeit im Finstern zu erhalten, nur zwei Wege seyen: entweder alle in dieselbe Unwissenheit und Barbarei zurück zu versetzen, oder, wie es der Obscurant Robespierre vorhatte, dieselbe zu isoliren, und zwischen ihr und ihren aufgeklärtern Nachbarn eine eherne Scheidewand aufzurichten. Dem ersten widersetzt sich der verschiedene Geist der Nationen und ihrer Regierungen, dem andern ihre Bedürfnisse und das allmächtige Interesse der Selbsterhaltung. Beides ist eine Chimäre. Wenn man diese Schwierigkeit entfernen könnte; so würde von Seiten derer, welche den Plan ausführen sollten, eine andere, unübersteigliche sich hervorthun. Woher wollte man seine Werkzeuge nehmen? Die Gräber würden ihre Todten nicht zurück geben. Man wird sie unter den Menschen seines Zeitalters wählen müssen, und man wird diejenigen wählen;

die man für die geschicktesten und verschmitztesten hält. Allein diese Menschen, so gut sie zur Absicht zu passen scheinen, haben die Erziehung ihrer Zeit erhalten, an ihrer Bildungsstufe Theil genommen, die herrschenden Meinungen kennen gelernet. Es sind keine Maschinen, es sind vernünftige Geschöpfe, und, so sehr sie nach ihrer Willfährigkeit im Aeussern dem Stabe in der Hand des Wanderers gleichen, so wird doch ihre Vorstellungsart auf die Erfüllung ihres Auftrags mehr oder weniger Einfluß haben. Ein jeder deutlicher, wohlbegränzter Begriff ist ein großer Gewinn für den Verstand. Sie werden solcher Begriffe mehrere, sie werden hieraus erwachsende Grundsätze aus der Schule und aus der Welt mitbringen. Die Wirkung derselben wird keine Ordensregel, keine Lehrvorschrift hemmen können, die immer umgangen werden, wenn sie mit unabweislichen Ueberzeugungen in Widerspruch stehen. So wenig vermag irgend ein menschliches Institut dem Zeitgeist eine durchgängige und beständige Richtung rückwärts zu geben, daß sie vielmehr alle von demselben fortgerissen werden, oder untergehen, wenn sie sich mit ihm nicht vereinigen lassen. „Vielleicht wird man aber seine Arbeiter aus einer unaufgeklärten, halb barbarischen

Gegend kommen lassen, und mit wilden Stämmen den gebauten Boden überschatten." Mir ist für's Erste kein Land in Europa bekannt, wo nicht einige Lichtstralen selbst in die Schulen eingedrungen wären. Für's Zweite müßten diese Fremdlinge, wenn sie Etwas wirken wollten, doch an das Herz und den Verstand der Menschen sich wenden, die Denkart der Zeitgenossen wenigstens studieren, und wie wäre es möglich, das Richtige, was darin enthalten seyn mag, ganz zu übersehen oder zu verkennen? Laßt uns endlich annehmen, was sich mit Vernunft nicht annehmen läßt, daß die Energie des menschlichen Geistes durch Gewalt und List immer niedergebeugt, daß die Vergleichung mit aufgeklärten Völkern ganz verhindert, oder das Publicum über die Quelle ihrer Ueberlegenheit getäuscht werden könne, daß es den Beförderern der Unwissenheit und des Irrthums nie an bereitwilligen Dienern fehle, welche die Mittel, die Finsterniß gradweise zu verdicken, theils schlau ausdenken, theils mit blinder Folgsamkeit vollführen: und dann laßt uns den Obscurantismus, wenn er das ist, wofür man ihn ausgiebt, am Ausgange seiner krummen Wege, am Ziele des großen Werkes erwarten. Wozu alle diese weitaussehenden Anstalten, diese Anstrengung, diese

gefahrvollen Versuche, diese künstliche Mischung von Gewalt und Betrug, diese Verfolgungen, dieses Blutvergiessen, diese Verläugnung der natürlichen Gefühle, diese heimlichen Gewissenskämpfe? Nur aus guter Absicht, sagen sie, um das Gute zu befördern, um die Uebel zu verhindern, die aus der Aufklärung, als der wahren Büchse der Pandora, hervorkommen. „Elende Täuschung! Mit dieser Absicht vertragen sich solche Mittel nicht. Einer solchen Absicht bringt ein großer Haufe von Menschen keine so anhaltenden und großen Opfer. Welche Bewegründe sie der subalternen Menge der Helfer vorspiegeln mögen; Befriedigung des Eigennutzes, der Herrschsucht, der Eitelkeit, der Sinnlichkeit ist der Endzweck der Führer. Nur solche rastlose Triebe erklären eine so rastlose Betreibung ihrer Entwürfe. Je weiter der Plan dieser obscurorum virorum sich durch die That entwickelt, desto mehr müssen ihre Absichten hervortreten, und das Interesse der Völker und ihrer Regenten unvermeidlich durchkreuzen. Die Erstern lassen sich wohl einschläfern: aber furchtbar erwachen sie beim Uebermaase der Bedrückung. Die Politik der Letztern geht mit unverrückter Richtung zum Ziele. Sie kann es den Umständen angemessen finden, die Unternehmungen des

Obscurantismus bis auf einen gewissen Punkt zu begünstigen: allein die Lehren der Vorzeit sind ihr unvergessen: so bald er ihr im Wege steht, wird sie ihn zertrümmern, wie sie ihn schon einmal zertrümmert hat.

Aus dem Ganzen ergiebt sich: das goldene Zeitalter ist eine praktische Idee: wir sollen uns, jeder in seinem Wirkungskreise bestreben, es herbeizuführen. Die Möglichkeit desselben muß also angenommen werden. In Rücksicht seiner Realisirung erregt die Erfahrung Erwartungen, aber auch Besorgnisse, die einander beinahe das Gleichgewicht halten. Die teleologische Betrachtung der Natur und der Geschichte berechtigt uns zu hoffen, aber mit der Bescheidenheit, welche der Unvollkommenheit unsrer Einsichten angemessen ist, wann wir aus dem Laufe der Natur auf den Plan der unergründlichen Weisheit schliessen. Bringen wir es hierüber nicht über denjenigen Grad vernünftiger Vermuthung, der unsern Muth zum Handeln erhält; so scheint es hingegen beinahe gewiß, daß es keinen stäten Fortschritt zum Schlimmern gebe, und die Menschheit in ihrem Verfalle Gränzen habe, von wannen sie immer sich wieder erhebt. Die neuerliche Katastrophe in der Culturgeschichte des

heutigen Europa, ohngeachtet der Uebel, welche sie demselben gebracht, und der noch größern, mit welchen sie es bedroht hat, dient auf's Neue, durch die genommene Wendung diese unentbehrliche Wahrheit zu bestätigen.

VIII.

Wozu nützt das wissenschaftliche Studium der Moral?

So wie der weiseste Urheber der Natur die Gegenstände wahrhafter Bedürfnisse uns immer am nächsten gelegt hat; so hat er es auch veranstaltet, daß, wo die Vernunft sich entwickelt, und ein Gebrauch der Freiheit möglich wird, zugleich die moralischen Begriffe, welche sie reguliren, zum Vorschein kommen. In der frühesten Periode des mehr thierischen als menschlichen Daseyns ist die Aufmerksamkeit ganz nach aussen gerichtet: erweckt durch die ihnen entsprechenden Gegenstände treten die Naturtriebe in Thätigkeit, aber ohne andere Regel als diejenige, welche aus physischen Gesetzen entspringt, ohne Einschränkung, ausser derjenigen, welche die Natur der Dinge und die Menschen ihnen mit Gewalt entgegensetzen. In der Erfahrung lernt das Kind die Reihenfolge der Dinge allmählig kennen, und von ähnlichen Vorgängen ähnliche Erfolge erwarten. Zur Kenntniß des Angenehmen und Unangenehmen gesellt sich die Kenntniß des Nützlichen und Schädlichen, und fängt

an, die heftigen Begierden der Gegenwart durch die Aussicht auf eine nahe Zukunft zu mäßigen. Wie die Reflexion beginnt, versetzt es sich leichter in die Zustände anderer fühlenden Wesen: die theilnehmende Empfindung, der leise Uebergang aus der Thierheit zur Humanität erwacht; der praktische Gesichtskreis erweitert sich, und, durch Mitleid und Mitfreude getrieben, berechnet der Mensch ausser den Folgen, welche Handlungen zunächst für sein Wohl haben, auch diejenigen, wodurch sie auf das Wohl Anderer einfliessen. Von dieser Stufe an erhebt er sich bei zunehmender Vernunft immer mehr zu der Idee einer allgemeinen Gesetzgebung: er entdeckt die Bedingungen, unter welchen allein eine äussere Freiheit in der Gemeinschaft mehrerer vernünftigen Wesen möglich ist; er wird der Regeln inne, wonach die Zwecke jedes Einzelnen mit den Zwecken Aller zusammenstimmen, und, indem er die Pflicht anerkennt, seine Neigungen durch diese Regeln zu beschränken, erkennt er zugleich sich selbst als ein freies Wesen, als ein Subject von Rechten und Verbindlichkeiten an. Er empfindet von nun an, was recht und unrecht, was moralisch gut oder böse sey.

Mit der hier entworfenen Entwickelung der sittlichen Vernunft würde es gleichwohl sehr

langsam hergehen, wenn wir dabei ganz uns selbst überlassen wären, und wenn dieselbe einzig von den gelegenheitlichen Reflexionen, die wir über unsre und fremde Handlungen anstellen, abhienge. Ungemein beschleunigt, und in gewissem Grade methodisiret (freilich zuweilen auch verwirrt) wird sie durch die Begriffe und Lehren, welche Aeltern, Erzieher und Gesellschafter uns absichtlich oder zufällig mittheilen. Diese von der frühesten Jugend an uns eingeprägten Vorschriften des sittlichen Verhaltens, wobei ein großer Theil des Menschengeschlechtes stehen bleibt, geben dem Nachdenken der Besonnenern eine bestimmte Richtung, erleichtern die Zurückführung des Besondern auf das Allgemeine, und klären verworrene Gefühle zu deutlichen Urtheilen auf. Frühe werden auch in diesem Unterrichte die moralischen Ideen an die religiösen, und die Erwartungen in der zukünftigen Welt an die Vorstellung des sittlichen Betragens in der gegenwärtigen angeknüpft. Insbesondere haben wir von dieser Seite der im ächten Geiste des Evangeliums gelehrten christlichen Religion sowohl in Hinsicht der schnellern Entwickelung als der allgemeinern Verbreitung richtiger Einsichten viel zu verdanken, weil sie, in ihren Lehren von Gott und dessen Verhältnissen mit dem Men=

schen, überall von moralischen Ideen ausgeht, und überall zu dergleichen zurückführt.

Wenn nun das moralische Gesetz uns in das Herz geschrieben ist, wenn die natürlichen Fortschritte der Vernunft im Schooße der Gesellschaft hinreichen, um es zum Bewußtseyn zu bringen, wenn die aus solchem fliessenden Vorschriften in dem Religionsunterrichte so weit ausgeführet werden, als es zu Einrichtung eines tugendhaften Wandels erforderlich scheint; so entspringt eben hieraus ein starker Zweifel gegen den Nutzen des wissenschaftlichen Studiums der philosophischen Moral. „Den meisten Menschen, kann man sagen, gebricht es nicht an Licht, sondern an Wärme; nicht an Erkenntniß des Guten, sondern an gutem Willen. Haben wir nicht alle Argusaügen, um die Fehler Andrer zu entdecken? Und wissen wir nicht die auf den Fall anwendbaren Vorschriften des Rechts mit der größten Genauigkeit zu finden, so bald man einen Uebergriff sich gegen uns erlaubt hat? Machen wir die Ansprüche der Menschlichkeit, des Blutes, der Freundschaft, des Verdienstes, der Noth nicht laut genug zu unserm Vortheile geltend? Gesetzt also, durch die Moralphilosophie würden unsre Einsichten in diesem Fache noch so sehr aufgehellt, oder noch so tief begründet:

was kann das Studium derselben frommen, wenn sie uns doch den Willen, ihnen zu folgen, nicht giebt, noch den Trieb zum erkannten Guten verstärkt? Waren auch nicht die Zeiten der Unwissenheit die tugendhaftesten; so waren es doch diejenigen, in welchen man sich mit den einfachsten moralischen Vorschriften begnügte. An der Seite der ausgearbeitetsten Moral in der Schule sehen wir immer das Sittenverderbniß in der Welt. Ehe Sokrates die Tugend lehrte, wie Rousseau richtig bemerkt, hatte Griechenland tugendhafte Männer in Menge. Die tiefgedachten Systeme seiner Schüler und Nachfolger konnten weder durch die Erhabenheit, noch durch die reizende Ausschmückung ihrer Lehren den Verfall der Sitten und hiermit der Verfassungen von Griechenland aufhalten. Auch in Rom, wo, vor aller höhern Verstandescultur, aus dem Beispiele und der Erblehre der Väter alle häuslichen und öffentlichen Tugenden während eines langen Zeitraums in ununterbrochener Folge hervorgesproßt waren, hatte die spätere Philosophie nur einzelne Helden aufzuweisen, die sie der allgemeinen Ausgelassenheit entgegen setzen konnte. Das Christenthum erschien, und, was aller Scharfsinn und alle Wohlredenheit der griechischen Schulen nicht vermocht hatte, mit

wenigen, einfachen, aber herzergreifenden Vorschriften weckte es, mitten in der allgemeinen Fäulniß, einen Keim höhern, geistigen Lebens, bildete es eine musterhafte Gemeine auserlesener, reiner Menschen, die, Trotz aller Verfolgung der Welt, und aller Lockungen der Sinnlichkeit, unerschütterlich in ihrer Pflicht, in Lauterkeit des Herzens und erhabener Sitteneinfalt ihrem Lehrer und Gott ähnlich zu werden strebten. Das Christenthum siegte über seine äussern Feinde: dem Glanze seines irdischen Triumphs am Hofe der Cäsaren folgte seine Verbreitung über die ganze römische Welt. Mit der Menge derjenigen, die es äusserlich bekannten, nahm der innerliche Eifer ab. Da mochte seine Sittenlehre, die zuvor wenige Blätter faßten, durch den Fleiß gelehrter Männer sich in Folianten ergiessen, alle Würze der Philosophie, alle Beredsamkeit der Profanschriftsteller annehmen, an Präcision und Ausführlichkeit unendlich gewinnen; die goldene Zeit der ersten Einfalt konnte sie nie wieder ganz herstellen, nie wieder, wie damals, den vollen Einfluß auf Herz und Wandel ihrer Bekenner erhalten. Ohngeachtet aller bessern Einsicht, wurden und blieben weltliche Macht, Hoheit, Reichthum, bequemes Leben das Ziel, welchem die Wünsche vornehmer und gemeiner Chri-

sten die innere Vollkommenheit unterordneten; und die Erkenntniß der praktischen Wahrheiten dient höchstens dazu, ihnen zuweilen in dem Nachjagen nach den irdischen Zwecken Gewissensbisse über die Mittel zu verursachen, und einige Wenige dem allgemeinen Verderben zu entreissen. Wenn demnach die Güte des Willens von der Vollständigkeit, Deutlichkeit, Gründlichkeit der moralischen Einsicht so wenig abhängt; so scheint sich hieraus zu ergeben, daß wir, in diesem Fache, ohne Nachtheil der Sittlichkeit, bei der gemeinen Erkenntniß uns beruhigen, und der Moral, als Wissenschaft, den hohen Werth, den die Schule darauf legt, nicht beilegen können." So weit der Einwurf. Es hiesse denselben nicht gehörig widerlegen, wenn man die Wichtigkeit der praktischen Erkenntniß überhaupt heraus zu heben, und dadurch darzuthun suchte, weil sie die Regulirung des Wichtigsten im Menschen, der freien Selbstthätigkeit, betreffe. Die Frage ist nicht von praktischer Erkenntniß im Allgemeinen, sondern von Moralphilosophie, von einer gelehrten, wissenschaftlichen Erkenntniß der menschlichen Pflichten und Rechte. Man versteht hierunter eine Wissenschaft, in welcher die praktischen Wahrheiten auf ihre ersten Grundsätze zurückgeführet, von da aus das ganze System unterge-

ordneter Sitten- und Rechtsregeln übersehen, und wonach zweifelhafte Fälle mit Sicherheit und Festigkeit entschieden werden sollen. Das Interesse, welches das Studium derselben für nachdenkende Menschen hat, scheint mir auf folgenden Gründen zu beruhen.

1) Die Vernunft strebt vermöge ihres eigenthümlichen architektonischen Triebes nach Einheit und vollständiger Begründung der Erkenntniß. Dieser Trieb ist die Quelle der Speculation: er hat uns zu Theorieen, zu Wissenschaften, und zuletzt zur Philosophie geleitet. Die Süßigkeit des Genusses, welcher die Befriedigung desselben begleitet, erzeugt die leidenschaftliche Liebe zu den Wissenschaften. Wer sie einmal recht verkostet hat, kann nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Das Ideal der Vollendung zieht ihn mit unwiderstehlichem Reize an sich: sie zu erringen, opfert er Zeit, Ruhe, und Kräfte. Wie sollte er in derjenigen Erkenntniß, die an sich selbst die wichtigste ist, mit allen Bedürfnissen des Herzens, mit allen Erwartungen in der endlosen Dauer zusammenhängt, sich mit Bruchstücken begnügen, und nicht durch Aufsuchung der ersten Gründe solche in ein wissenschaftliches Ganzes zusammen zu fügen bemüht seyn?

2) Selbst der populäre Vortrag der Moral setzt bei dem Lehrer das scientifische Studium derselben voraus. Ohne dieses wird er entweder seicht oder unzusammenhängend seyn; entweder keine oder falsche Beweggründe zur Erfüllung der Pflichten angeben. Ohne solche Vorbereitung wird der Lehrer in seinen Begriffen schwanken; er wird das, was die Klugheit anräth, mit demjenigen, was die Pflicht fordert, und dieses mit den bloßen Vergünstigungen des strengen Rechtes vermengen. Nur die genaue Unterscheidung der Quellen, woraus die verschiedenen Lebensregeln entspringen, wird ihn die Widersprüche, in die er sonst sich und seine Leser oder Zuhörer verwickelt, vermeiden lehren, und ihn in den Stand setzen, die Gränzen der Tugend und des Lasters mit fester Hand zu ziehen.

Aus der Verschiedenheit der sittlichen Vorschriften entspringt oft eine Collision derselben in der Ausübung: diesen Streit würde das schlichte sittliche Gefühl meistens auf eine gültige Art beilegen, wenn nicht die Leidenschaften, diese argen Sophisten, so oft das Richteramt sich anmaßten, und den ihnen günstigen Schein uns für Wahrheit aufdrängen. Sie wissen es dann durch einen süßen Selbstbetrug dahin zu bringen, daß wir, wenigstens so lange die Betäubung

währt, dem Rufe der Pflicht zu folgen wähnen, indem wir nur auf die Sirenenstimme der Sinnlichkeit horchen. Sie lehren uns, den Forderungen der Menschlichkeit die Liebe, die von sich selbst anfängt, der Uneigennützigkeit die Sorge für Weib und Kind, den Rechten des Vaterlandes die Ansprüche der Verwandtschaft, der unbeugsamen Gerechtigkeit die Rücksichten der Freundschaft und die Wallungen des Mitleides entgegen setzen, und zählen so, unter dem Vorwande des pflichtmäßigen Betragens, von der Erfüllung jeder Pflicht uns los. Dieser geheime Einfluß der Leidenschaften auf unsre sittlichen Urtheile ist sogar um so gefährlicher, je aufgeklärter im Uebrigen unser Verstand, je eindringender der Scharfsinn, je thätiger die Einbildung, je reicher der Witz ist, kurz, je mehr wir im Stande sind, uns dictamina zum Hausgebrauche zu machen. Desto nothwendiger ist es für den Gelehrten, zu den höhern Grundsätzen hinauf zu steigen, aus welchen diese Collisionen richtig entschieden werden können, zu den obersten Zwecken des Menschen, welche den Pflichten ihre Rangordnung bestimmen.

4) Auch unter den Gelehrten walten über das natürliche Recht und über die Moralität wichtige Streitigkeiten ob. Bringen Verträge

aus sich selbst, oder erst durch gegenseitig geschehene Leistung Rechte hervor? Ist die Verläumdung nur der Moral, oder auch dem strengen Rechte zuwider? Fliessen die Verbote der Polygamie und der Heurath zwischen nahen Blutsverwandten aus der Vernunft oder allein aus dem Willen der Gesetzgeber? Binden erzwungene Verträge? Giebt es Fälle erlaubter Lüge? Wofern wir unsre Parthei über solche Fragen nicht nach dem Loose nehmen wollen; so müssen wir uns wohl entschliessen, die praktische Philosophie von Grund aus zu studieren.

5) Es ist fast unvermeidlich, daß bei dem Manne von gebildetem Verstande so wohl aus der Verschiedenheit der Meinungen, welche er unter Gelehrten wie unter Ungelehrten, als aus den Beispielen, die er in der Praxis sieht, Zweifel über die Gültigkeit der sittlichen Vorschriften entstehen, wodurch, wenn er die Pflichten nicht gehörig zu begründen sucht, seine Ueberzeugung, und hiermit auch seine Moralität erschüttert werden können. Schon in den griechischen Schulen herrschten neun*) unterschiedene Hauptmeinungen über das höchste Gut, d. h. über den obersten Grundsatz der Moral. Die neuern Philosophen vereinfachten sie, und brachten sie auf

*) Cicero de finibus V. II.

weniger Systeme, ohne darum über die Hauptsache unter sich einiger zu seyn. Der Eine leitet mit Epikur die Pflichten aus dem Triebe zum Vergnügen, der Andere mit Platon und Leibnitz aus dem Triebe zur Vollkommenheit her. Ein Dritter sucht den Ursprung der sittlichen Begriffe in den theilnehmenden Gefühlen; ein Vierter in einem eigenen moralischen Sinne; und ein Fünfter im Himmel und im Willen der Gottheit. Dieser macht die Selbstliebe zum obersten Princip der menschlichen Handlungen, und bemüht sich durch ein künstliches Band die Tugend mit den Neigungen zu vereinigen; Jener läßt sie in dem Kampfe mit denselben bestehen. Die Streitigkeiten über einzelne Punkte der Rechts- und Sittenlehre habe ich oben berühret. In den gemeinen Meinungen sind die Spuren der Erziehung, der Regierungsform, des Clima unverkennbar. Ein Gebirg, ein Fluß, ein Canal scheidet oft noch mehr das Gebiet der Grundsätze, als der Gewalt. Was Tugend ist in Süden, so scheint es wenigstens, ist Laster in Norden. Diese Verschiedenheit der Meinungen, wenn man die Mühe sie zu prüfen scheuet, führt leicht zum Skepticismus.

Geht man aus der Schule, wo man alles Gute gelehrt ward, in die Welt über; so wird

man, je mehr man sie kennen lernt, durch den schneidenden Abstich der herrschenden Sitten mit der Moral in Erstaunen gesetzt. Diese Menschen, die in der Theorie beinah alle der Tugend den Preis zuerkennen, setzen in der Ausübung Macht, Reichthum, Vergnügen in der Reihe der Güter oben an. Treue, Redlichkeit, Menschenfreundschaft sind auf ihren Lippen: Tücke, Betrug, kalter Egoismus in ihrem Herzen. In dem Verhalten der Völker gegen einander keine Spur sittlicher Begriffe; im Innern der bürgerlichen Gesellschaft so viel Achtung gegen die Gesetze, als Gewalt erzwingt; so viel Anhänglichkeit an das gemeine Wohl, als die besondern Vortheile erlauben; im Privatleben Ueppigkeit, Wuchergeist und der Firniß falscher Höflichkeit. Selbst die strenge Moral der Religion, zu der man sich bekennet, verstärkt mit allen Verheissungen, mit allen Schrecken einer ewigen Zukunft gewaffnet, scheint für die Heftigkeit des Uebels zu schwach. Die Gebote der Sittenlehre, die Forderungen des Rechtes, die Gesetze der Gesellschaft werden ja wohl noch laut genug ausgesprochen, wenn wir durch deren Verletzung leiden. Es scheint aber, sie seyen nur für Andere und zu unserm Schutze gegen ihre Leidenschaften gegeben. Denn, wenn es auf

Befriedigung der unsrigen ankommt, machen wir uns selten ein Bedenken, so fern es ungestraft geschehen kann, über sie hinaus zu gehen. Wie leicht setzt sich bei dem reflectirenden Manne, dessen Moralsystem nicht auf festem Grunde ruht, die Meinung an: die moralischen Regeln seyen nichts als menschliche Convention, eine schlaue Uebereinkunft, das zu loben, was uns nützt, und durch dieses Lob Andre zu unserm Vortheil zu bethören: ihre Verbindlichkeit hänge von der Erziehung, von der öffentlichen Meinung, und von den Gesetzen des Landes allein ab: es gebe gar keinen innern, wesentlichen Unterschied zwischen Gutem und Bösem. Nur eine tiefere Erforschung der Moral und ihrer Grundlage im Menschen kann uns vor diesem verderblichsten aller Irrthümer sichern, und durch Befestigung unsrer Ueberzeugung von der Pflicht wenigstens die Rückkehr zur Tugend uns offen erhalten.

6) In der Anwendung deutlich entwickelter Wahrheiten laufen wir weniger Gefahr zu irren, als solcher, die unserm Bewußtseyn nur verworren vorschweben. In die Dunkelheit des Gefühles schleicht sich leicht der Selbstbetrug ein: damit die Vernunft ihm abwehren könne, müssen Gefühle in Begriffe aufgelößt werden. Je verwickelter das menschliche Leben, je mannich-

faltiger verschlungen die gesellschaftlichen Verhältnisse, je reizbarer die Leidenschaften werden; desto nothwendiger wird es, auf Grundsätze zurückzugehen, und die speciellen Regeln des sittlichen Betragens vollständig zu entwickeln.

7) Endlich behaupte ich wohl nicht zu viel, wenn ich sage, daß schon die ernstliche Beschäftigung mit den moralischen Wissenschaften dieser Art von Erkenntniß mehr Wichtigkeit, Leben, und Herrschaft über das Gemüth verschaffen könne. Freilich wird hierbei vorausgesetzt, daß die übrigen Umstände diesen Einfluß begünstigen. Denn, ich gestehe es gern, für sich macht die praktische Philosophie nicht tugendhaft, wie die Rhetorik allein nicht zum Redner macht. Zur Reinigung der Neigungen und zur Bildung eines guten Charakters wird das Zusammenwirken der Erziehung, des Beispiels und der Grundsätze erfordert. Der Erziehung liegt es ob, die Begierden des Zöglings erst durch die physische Ohnmacht, der sie ihn überläßt, dann durch Zucht und Gründe einzuschränken; ihn zum reflexen Handeln anzuleiten, und der Despotie des blinden Naturtriebes zu entreissen; ihn vor bösen Gewohnheiten zu bewahren, und ihm solche zu geben, welche der Moralität günstig sind; den wahren Ehrtrieb und die theil-

nehmenden Gefühle anzuregen, und das Herz zu den geselligen Neigungen zu stimmen. Gute Beispiele machen die Lehre anschaulich, und da sie uns von der, dem Menschen inwohnenden moralischen Kraft überzeugen, feuern sie unsern Muth an, und spornen zur Nacheiferung. Da aber Gefühle von äusserm Einflusse abhängen, und Beispiele nicht auf alle Fälle passen; so müssen Grundsätze der moralischen Gesinnung Festigkeit, und den guten Entschlüssen Beharrlichkeit geben; sie müssen uns vor der Veränderlichkeit der Laune, der Verführung des Beispiels, der Ansteckung leichtfertiger Weltmaximen, und den Eingebungen unsrer eignen Leidenschaften schützen: sie müssen über den Charakter diejenige Einheit, Gleichförmigkeit und Harmonie verbreiten, ohne welche man zwar einzelne gute Handlungen verrichten, aber nicht tugendhaft heissen kann.

Darf man sich nun wundern, wenn bei der Verschlimmerung der Erziehung und der Beispiele die Grundsätze allein nicht die volle Wirkung thun? Und sind sie nichts desto weniger dort nicht um so mehr nöthig, wo jene beiden Stücke mangelhaft sind? „Die genauere Bearbeitung der Moral fiel immer in die Zeiten,

wo die Sitten schlechter wurden." Allerdings: weil man die Heilmittel am meisten sucht, wo die Krankheit gefühlt wird: weil Männer, die es mit dem Menschengeschlechte und mit der Tugend gut meinten, es des Versuches werth hielten, ob sie vielleicht durch Zurückrufen zu den ächten Grundsätzen, durch Aufstellung des sittlichen Ideals erst eine kleine Schaar wahrer Tugendfreunde bilden, und mittelst derselben nach und nach die verdorbene Masse läutern könnten. „Die Welt ward aber dadurch um nichts besser." Wer kann dies zuversichtlich behaupten? Wie? War die Mühe vergeblich, wenn sie auch nur so viel erzielte, daß das Uebel nicht ärger ward? Der Rechtschaffenen, welche das Schicksal zu einer von ihnen nicht gesuchten Celebrität beförderte, der Sokrates, der Antonine, der Thomas Morus waren immer wenig. Die bescheidene Tugend meidet das Gepränge. Wer mag berechnen, wie viel Böses die Moral im Keim erstickt, wie viel Gutes sie im Stillen gewirkt habe? Der große Haufe gieng freilich auf der breiten Heerstraße des allgemeinen Beispieles, seines Weges fort. Wie konnten bei ihm die Früchte eines Studiums sich zeigen, das er nie getrieben hatte? Noch nie hat man den Nutzen einer Sache darum geläugnet, weil er nicht allgemein geworden war.

Lange noch nach dem Verfall der griechischen Staaten erhielt sich ein Bild der alten Sitten in ihren philosophischen Schulen: ein auserlesenes Häuflein erleuchteter Männer gieng aus denselben hervor, und beschämte durch reinere Sitten und einfache Lebensart die Verdorbenheit des Zeitalters. Als diese, wie ein Krebsschaden, immer weiter umfraß, wurde auch ein großer Theil der Philosophen davon ergriffen. Die Formeln der Systeme blieben: der belebende Geist entwich. Gleich den Sophisten unsrer Zeit, verstand man sich noch darauf, von der Tugend in zierlichen Sentenzen zu schwatzen; nur Wenige hatten Muth, in der Ausübung derselben den Alten nachzueifern. Charlatanerie sollte den Mangel des innern Werthes ersetzen: wo Herz und Phantasie verkehrt waren, konnte die Lehre allein keine Helden schaffen. Auch die christliche Moral, gelehrt oder populär vorgetragen, behielt ihren Einfluß auf die Herzen der Gläubigen so lange, bis ein gemischter Haufe, in sehr ungleicher Absicht und mit ungleicher Empfänglichkeit, in dem Schaafstalle sich sammelte. Auch dann huldigte immer eine auserlesene Schaar edler, wahrhaft überzeugter Seelen ihrer Schönheit: und selbst bei der Menge ward ihre Wirkung durch Vorbereitung und Erleichterung der

Civilisation, durch Milderung der Sitten im Frieden und Kriege sichtbar. Ich mache aus allem diesem den Schluß, daß eine gründliche Kenntniß der Moral, wenn sie auch nicht allein, nicht immer, nicht allem sittlichen Uebel steuert, nichts desto weniger von wesentlichem Nutzen sey: daß es uns nicht niederschlagen dürfe, wenn auch ihren Eingeweihten zuweilen etwas Menschliches begegnet, und das bessere Wissen der stärkern Begierde weicht. Lento adiutorio opus est contra mala continua et fecunda, non ut desinant, sed ne vincant. *Sen.* Dem zuletzt angeführten Grunde muß ich aber eine Bemerkung beifügen. In vielen unsrer Lehrbücher schränkt man sich auf die Untersuchung der ersten Principien, und ein Register von Pflichten, Tugenden und Lastern ein. Dieses mag zur Begründung der Wissenschaft hinreichen: es ist aber nicht genug, um dieselbe auch nützlich zu machen. Dem Lehrer der Moral steht es auch zu, nach dem Muster der Alten, zur Bekämpfung fehlerhafter Neigungen, zur Erwerbung der Tugenden anzuleiten: vermöge der Kenntniß, die er von der menschlichen Natur und dem menschlichen Leben besitzt, uns die Klippen anzuzeigen, die wir zu vermeiden, die Hindernisse, die wir zu besiegen haben, die Mittel, welche den Sieg

erleichtern. Auch muß er auf die Verbindung aufmerksam machen, worin im gewöhnlichen Falle die Pflicht und der wahre Vortheil selbst in diesem Leben stehen, und uns in der Tugend nicht immer eine strenge Gebieterin, welche Opfer fordert, sondern auch eine Freundin zeigen, welche die Freuden des Lebens erhöhet, und in den Widerwärtigkeiten desselben tröstet.

IX.

Ueber das

Objective der Erfahrungserkenntniß.

Ein Fragment aus einer Untersuchung des Erkenntnißvermögens.

Die Untersuchung des Erkenntnißvermögens zeigt bloß, wie aus und mit der Empfindung Anschauung werde, und wie auf sie die Begriffe des Verstandes sich beziehen. Der gemeine Verstand sowohl, als der größere Theil der Philosophen haben aber auch von jeher angenommen, daß die Erfahrungserkenntniß auf etwas, ausser unsrer Vorstellung, Wirkliches sich beziehe, welches eben durch sie erkannt werde. Sie sehen dieses für so wesentlich an, daß, wo dieses fehlet, alle Erkenntniß verschwinde, und unsre Vorstellungen sich in ein leeres Schattenspiel verwandeln. Man nehme einen Augenblick an, daß alle Empfindungen und Vorstellungen aus uns selbst hervorgehen, ohne irgend etwas, das ihnen ausserhalb entspreche; so mag die Verbindung, welche sie in unserm Verstand eingehen, noch so regelmäßig seyn, wir werden uns nicht mehr überreden können, daß wir dadurch wirkliche Gegenstände, sondern höchstens, daß wir Verhältnisse unter unsern Vorstellungen erkennen. In

dieser Beziehung unsrer Vorstellungen auf von ihnen selbst unterschiedene Gegenstände besteht nach der Denkart des gemeinen Verstandes das Objective derselben, vermöge dessen sie Erkenntnisse heissen. Es entsteht nun die Frage, worin diese Beziehung liege, und mit welchem Grunde wir sie der Erfahrungserkenntniß beilegen.

Die früheste Philosophie setzt die Uebereinstimmung der Vorstellung mit den Dingen in eine Aehnlichkeit. Die Vorstellungen, sagt sie, sind Bilder der Gegenstände, εἴδη, sie sind ihnen ähnlich, wie das Bild im Spiegel dem sichtbaren Gegenstande, wie die Abbildung der Person, die sie vorstellt. Dawider macht die Skepsis seit den ältesten Zeiten zwei unwiderlegliche Einwürfe: 1) Die Vorstellung sey Etwas in uns, die Dinge ausser uns: jene eine Modification unsrer selbst, diese uns fremd: zwischen so disparaten Dingen, als hier angenommen werden, sey eine Aehnlichkeit ungedenkbar. 2) Diese Aehnlichkeit lasse sich nicht erkennen; denn alle Aehnlichkeit werde nur entdeckt durch Zusammenhalten der Objecte, nur in der Vorstellung lasse sich eines mit dem andern vergleichen; Dinge aber liegen, der Voraussetzung nach, ganz ausser der Vorstellung und dem Inhalte des Bewußtseyns: sie können folglich mit der Vorstellung nicht

verglichen werden: ihre Aehnlichkeit, wenn es eine gebe, lasse sich nicht wahrnehmen, und es fehle durchaus an einem Kriterion, um die Vorstellungen, welche den Gegenständen ähnlich sind, von solchen, die es nicht sind, zu unterscheiden.

Die ältere dogmatische Philosophie sucht diesen Knoten dadurch zu lösen, daß sie von den in uns vorhandenen Vorstellungen auf das Daseyn der Dinge ausser uns schließt. Unsere Vorstellungen, sagt sie, müssen einen Grund haben: dieser liegt nicht durchaus in uns: wir fühlen uns in Rücksicht dessen, was darin empirisch ist, von etwas Anderm abhängig: und wenn auch gewisse Vorstellungsarten und Begriffe aus der Natur unsers Verstandes entspringen, so ist doch ihre Anwendung nicht willkührlich: wir hängen dabei von der Beschaffenheit des Gegebenen ab: es ist also der letzte Grund der Vorstellungen ausser uns in den Dingen.

Die kritische Philosophie stellt in ihrem skeptischen Theile diese Schlüsse als bloßes Blendwerk vor. „Der Grundsatz der Causalität, worauf sie beruhen, sey immanent, gelte nur von Erscheinungen, d. i. von sinnlich in uns vorgestellten Dingen, deren Succession einer Regel unterworfen seyn müsse, wenn daraus eine Er-

fahrungserkenntniß zusammen gesetzt werden solle. Ueber die Erfahrung hinaus könnten wir damit nicht gehen, um das Daseyn von unsern Vorstellungen unterschiedener Gegenstände, als Gründe derselben, festzusetzen. Das Gefühl der Abhängigkeit in der Empfindung beweise bloß, daß dieselbe nicht willkührlich, sondern durch Gesetze bestimmt werde. Endlich könne kein Schluß, da er immer in einer nothwendigen Verknüpfung von Vorstellungen bestehe, ausser den Vorstellungen hinaus zu etwas führen, was nicht im Bewußtseyn enthalten sey."

In ihrem dogmatischen Theile sucht sie bei Kant das Problem dadurch aufzulösen, daß sie das Objective der Erkenntniß lediglich in die gesetzmäßige Einheit des Vorgestellten setzt. Das Object ist selbst etwas durch Denken Hervorgebrachtes, die in gesetzmäßige Einheit verknüpfte Mannichfaltigkeit der Erscheinungen. Diesem nach bestünde diejenige Beziehung der Vorstellung auf das Object, wodurch wir es erkennen, darin, daß dieselbe in allen ihren Theilen, daß eins seiner Merkmale mit allen übrigen, wodurch wir es uns denken, gesetzmäßig zusammen stimme. Dem Object in der Erscheinung wird das Ding an sich entgegen gesetzt, von dem es sich zwar denken läßt, daß es der letzte Grund der

Vorstellung sey, das aber ein Unbekanntes = x bleibt, sowohl in Absicht seiner Beschaffenheit, als seines Vorhandenseyns.

Bei Fichte nimmt die kritische Philosophie einen entscheidendern Ton an. Sie geht von dem Bewußtseyn als einer Thatsache aus. Wir sind in demselben für uns selbst, und wir unterscheiden Dinge, welche wir uns vorstellen. Die Philosophie soll die Thatsache erklären durch eine Thathandlung. Das Ich setzt im Bewußtseyn sich selbst, und es setzt im Bewußtseyn etwas Anderes, ein Nicht-Ich, sich entgegen. Das Ich ist also eine Thätigkeit, oder, wenn man lieber will, ein Handeln, und so fern es im Bewußtseyn durch nichts bestimmt wird, vielmehr sich selbst bestimmt, eine absolute, ursprüngliche Thätigkeit, ein reines Handeln. In so fern es absolute Thätigkeit ist, ist sein Trieb unbegränzt, es ist unendlich. Da es aber sich Etwas entgegensetzt, so wird seine Thätigkeit bestimmt, begränzt durch sich selbst. Das Ich beschränkt, indem es sich Gegenstände entgegensetzt, sich, d. h. in Leibnitzischer Sprache, die unendliche Vorstellungskraft, selbst. Aus der absoluten Thätigkeit wird das, alles Vorstellen begleitende Selbstbewußtseyn, aus der Beschränkung derselben das Daseyn der Gegenstände im Bewußtseyn, aus

beiden die Entgegensetzung eines unendlichen gehaltleeren Ich und eines bestimmten in Raum und Zeit eingeschlossenen Nicht-Ich, als Modification desselben, begreiflich. Alle Vorstellung geht also aus uns selbst hervor und in uns selbst zurück: der egoistische Idealism ist das einzige haltbare System der Transcendentalphilosophie. Wenn uns aber auf dem transcendentalen Standpunkte die Speculation unvermeidlich dahin führet, so ruft uns die praktische Philosophie unaufhörlich auf den Standpunkt des gemeinen Verstandes zurück, und nöthigt uns durch Rechtsregeln und Pflichtgebote, welche auf das Daseyn vernünftiger Sinnenwesen ausser uns, und eine Wechselwirkung zwischen uns und ihnen sich beziehen, eine Natur ausser uns zu glauben, ohne es je erklären zu dürfen, wie dieselbe mit den aus uns selbst erzeugten Vorstellungen in Verbindung stehe, als wodurch jener zum Handeln erforderliche Glaube alsbald aufgehoben würde.

Es scheint nun für's Erste ein großes Aergerniß für die Vernunft, daß die Philosophie etwas, worauf alles Erkennen, und, wenn man das für nichts rechnet, alles Handeln sich bezieht, praktisch anzunehmen genöthigt sey, dem sie theoretisch widersprechen müsse, und wovon kein ver-

ständlicher Grund, warum man es also annehme, sich angeben lasse. Für's Zweite, wenn man einmal über das Bewußtseyn hinausgeht, und zur Erklärung desselben eine selbst nicht in das Bewußtseyn fallende Thätigkeit annimmt; so scheint es wohl gleich zu gelten, ob man solche dem Ich allein, oder zugleich den von ihm unterschiedenen Dingen beilegt, zumal, Drittens, durch jene Annahme nicht mehr als durch die andere erklärt wird. Erklärung erfordert ein bestimmtes Gesetz. Um die Bewegung der Weltkörper zu erklären, ist es nicht genug zu sagen: sie ziehen einander an: es muß bestimmt werden, wie? in welchen Verhältnissen der Massen und Entfernungen. Hier aber ist von dem Gesetze, wonach jene Thätigkeit wirke, sich selbst und die Dinge ins Bewußtseyn bringe, nichts bestimmt, als die Formen der Zeit, des Raums, der Verstandesbegriffe, aus welchen der Inhalt unsrer Erkenntniß nie begreiflich gemacht werden kann. Endlich beruht alles auf der Annahme, daß das Bewußtseyn ein Setzen, eine Art des Urtheils sey. Dieses kann nun zwar in dem Sinne zugegeben werden, daß der Philosoph, indem er über sein Bewußtseyn und das darin Vorkommende reflectiret, den Inhalt seines Befunds durch solche Urtheile: ich bin: ich setze mir ein

Nicht-Ich entgegen, dem Verstande darlege. Da aber die Reflexion nur dasjenige entdecken kann, was vorhanden ist; so muß der Gehalt dieser Urtheile selbst aus dem Bewußtseyn geschöpft seyn. Dieses geht also ihnen als Thatsache voran, und weit entfernt, daß diese Thatsache eines Seyns für uns selbst, verbunden mit der Vorstellung einer Aussenwelt, aus dem gedachten Urtheilen oder Setzen erklärt werden könnte, muß dieses Setzen auf dem Standpunkte der Reflexion, vielmehr aus jener Thatsache erkläret werden.

Vergebens sucht man dadurch diesen und andern Einwürfen auszuweichen, daß man die Frage in das praktische Feld spielt, und den Gegnern die Schärfe des innern Auges, die lebhafte Ergreifung der Freiheit und Sittlichkeit, als des Höchsten, welche der idealistischen Denkart zum Grunde liege, abspricht. Angenommen, daß die Philosophie oft aus dem Herzen entspringe, ein Satz, der noch mancher Einschränkungen bedarf; so sind doch die einzigen, unter Philosophen zulässigen Waffen, Vernunftgründe. Man muß mehr als Mensch seyn, um die Meinungen der Menschen nach ihren Absichten zu richten. Allein wo ist auch zwischen der idealistischen und realistischen Ansicht in Beziehung auf die Sittlichkeit und das höchste Gut ein Unter-

schied erfindlich? Wenn die Sittlichkeit, um sich zu äussern, eines Stoffes bedarf, was liegt daran, ob derselbe eine gegebene oder eine selbst geschaffene Natur sey, wenn das Daseyn und die Beschaffenheiten der einen wie der andern an das gleiche Gesetz der Nothwendigkeit gebunden sind? Ist der höchste Zweck der freien Handlung, sich immer mehr von der Herrschaft der Natur loszureissen, indem man allein dem eigenthümlichen Gesetze der Intelligenz folgt; so kann dieses nur dadurch geschehen, daß der Wille der Tyrannei der Triebe sich entziehe, und es ist gleichviel, ob die Dinge, worauf sie gehen, unabhängig von uns, oder nur in uns vorhanden seyen; genug, daß in beiden Fällen ihr Zusammenhang mit jenen derselbe ist, und wir nach Belieben weder die unsre Vorstellung bestimmende Natur, noch unsre die Natur bestimmende Vorstellung und ihre Gesetze abändern können. Es ist also zu befürchten, daß bei dieser Berufung auf eine reinsittliche Gesinnung, eines jener unglücklichen Mißverständnisse obwalte, vor welchen Locke die Welt vergeblich gewarnet hat, und ein zur Sinnlichkeit geneigter Wille von einem, an der sinnlichen Vorstellungsart hängenden Verstande nicht gehörig unterschieden werde.

Das Kantische Philosophem scheint so weit nüchterner, daß es den letzten Grund des Empirischen in der Vorstellung für unerforschlich ansieht, von demselben ganz abstrahiret, und sich auf den Inhalt des Bewußtseyns einschränkt. Wenn aber das Fichtische mehr sagt, als sich aus der Thatsache des Bewußtseyns entwickeln läßt: so sagt das Kantische weniger aus, als darin liegt. Sein Begriff vom Objecte hat das Richtige, daß wir darnach die Realität der Gegenstände und das Objective der Erkenntniß beurtheilen, wovon er also ein brauchbares Kriterion liefert. Denn das ist freilich objectiv in der Erfahrungserkenntniß, was mit den Erscheinungen übereinstimmt, und den Gesetzen der Sinnlichkeit und des Verstandes in der Zusammenreihung und Verknüpfung derselben gemäß ist. Er erschöpft aber die Sache nicht, weil in dem Bewußtseyn, ausser der gesetzmäßigen Einheit der Vorstellungen, wodurch das Object gedacht wird, eine Beziehung auf etwas von letzterm Unterschiedenes vorkommt, auf wirkliche Veränderung bei demjenigen, was durch den innern, auf wirkliche, von uns unterschiedene Substanzen, bei demjenigen, was durch den äussern Sinn uns vergegenwärtigt wird. Daher rührt das Schielende, was ein aufmerksamer

Leser der Kantischen Schriften zu bemerken sich nicht erwehren kann, wo bald von den Anschauungen, als dem Einzigen, was die Erscheinung ausmache, bald, nach der Vorstellungsart des gemeinen Sinnes, von den Erscheinungen, als Dingen, die uns erscheinen, d. h. nach ihrem Verhältniß zu unsern Sinnen von uns vorgestellt werden, gesprochen wird.

Um der Sache auf den Grund zu kommen, und den Streit darüber beizulegen, ist vor Allem nothwendig, Mißverständnissen abzuhelfen, die Begriffe zu bestimmen, und den wahren Sinn der Aufgabe zu fassen. Die erste Veranlassung zu Mißverständniß liegt in dem Begriffe des Dinges an sich und der Erscheinung. Unter Dingen an sich versteht die Kantische Schule etwas, das ausser der Vorstellung ist, wie es ohne Beziehung auf vorstellende Wesen überhaupt, oder wenigstens auf ihre Sinne ist. In dieser Bedeutung konnte es keinem Denker einfallen, daß wir die Dinge an sich erkennten, da Erkenntniß eine Beziehung der Vorstellungen auf die Dinge in sich schließt, folglich eine Erkenntniß von Dingen, wie sie ohne Beziehung auf Vorstellung und vorstellende Wesen sind, schlechthin widersprechend ist; Erfahrungserkenntniß aber sich auf die Sinne gründet, und von

den verschiedenen Arten, wie wir uns afficirt fühlen, nothwendig ausgehet. Diejenigen, welche behaupteten, daß wir die Dinge, wie sie an sich sind, erkennen könnten, unterschieden nur das Scheinbare von dem Wirklichen, dasjenige in unsrer Ansicht der Objecte, was von vorübergehenden Dispositionen der Organe, der besondern Einrichtung einiger derselben, von der Beschränkung unsers Gesichtskreises, oder von der Einbildung herrührt, von Beziehungen, die auf dem Wesen des Erkenntnißvermögens und der Natur der Dinge beruhen. So erklärte Locke die Ideen der Grundeigenschaften für reel, die Ideen der abgeleiteten, wiefern sie auf die Gegenstände übergetragen werden, für scheinbar. In dieser Bedeutung behauptet Leibnitz, daß wir durch die deutlichen Begriffe des Verstandes die Dinge, wie sie an sich sind, durch die verworrenen Vorstellungen der Sinne, Dinge nach dem Schein, Phänomena erkennen. Ob mit Recht oder Unrecht, davon ist hier die Frage nicht. Anstatt den Dingen an sich, in obiger neologischen Bedeutung, die Dinge, wie sie in Beziehung auf ein erkennendes Wesen, und insbesondere in Beziehung auf uns, als sinnliche Wesen sind, entgegen zu setzen, setzt ihnen die Kantische Schule Dinge in der An-

schauung, d. i. Anschauungen, als Vorstellungen in uns mit der Form der Zeit und des Raums entgegen. Auf diese Art folgt ganz natürlich, daß wir Dinge an sich keineswegs erkennen, und da man zwischen ihnen und den Erscheinungen, d. i. sinnlichen Vorstellungen, nichts Mittleres annimmt, alle unsre Erkenntniß auf Erscheinungen, d. i. Anschauungen eingeschränkt sey. Da sich aber Dinge denken lassen, die freilich unabhängig von unsrer Erkenntniß da sind, jedoch mit ihr in Beziehung stehen; so ist der wahre Sinn der Aufgabe dieser: zu entscheiden, ob unsre Vorstellungen auf solche Dinge sich beziehen, und Gründe, warum diese Beziehung so allgemein angenommen werde, anzuführen.

Was keine Philosophie wegläugnen, aber auch keine Philosophie erklären kann, ist ein Grundfactum des menschlichen Geistes. Von dieser Art ist die Beziehung der Anschauungen und ihrer gesetzmäßigen Verknüpfung auf etwas Wirkliches ausser denselben. Bei mir, und so weit alle andere Menschen im Wesentlichen mir ähnlich sind, und ich aus ihren Aeusserungen schliessen kann, bei allen andern Menschen geht eine solche Beziehung im Bewußtseyn vor. Keine Philosophie kann es läugnen. Der Skeptiker

und der Idealist stimmen, so bald sie das Studierzimmer verlassen, in die allgemeine realistische Vorstellungsart ein, und selbst dort ist ihr Vernünfteln ein beständiger Kampf gegen die natürliche Ueberzeugung, die mitten unter ihren Syllogismen unerschüttert feststeht. Keine Philosophie kann es befriedigend erklären. Denn, wenn wir auch diese Beziehung uns dadurch verständlich zu machen suchen, daß wir die Dinge als Gründe unsrer Vorstellungen denken; so sehen wir doch diesen Zusammenhang nicht ein, noch können wir ein höheres Gesetz nachweisen, nach welchem unsre Vorstellungen aus den Dingen entspringen. Denn daß durch Einwirkung von Dingen, wie wir sie erfahren, auf einen Körper, den wir ebenfalls nur durch Erfahrung kennen, d. i. durch den Zusammenhang des Erfahrnen, der Ursprung aller Erfahrung sich nicht erklären lasse, ist handgreiflich. Soll diese Erklärung mehr als den gesetzlichen Zusammenhang der gedachten Erscheinungen darlegen: so setzt sie das reale Daseyn des Körpers, und das reale Daseyn der Aussenwelt, folglich das zu Erklärende voraus.

Diese Beziehung ist also ein Grundfactum, ein Gesetz des Bewußtseyns, so gut wie das Bewußtseyn unsrer selbst und unsrer Vorstel-

lungen; ein Grundfactum, von welchem die Erkenntniß anhebt. Vermöge dieses Gesetzes beziehen wir unsre Vorstellungen, unter den in der Untersuchung des Erkenntnißvermögens festgesetzten Bedingungen, auf Dinge, und denken uns diese als den letzten Grund der Erkenntniß. *) Das, wodurch ein Bewußtseyn derselben möglich wird, ist die empirische Anschauung. Nen-

*) Einige der scharfsinnigsten deutschen Philosophen, Jacobi, von Dalberg, neuerlich auch Neeb, haben, nach hinlänglicher Erwägung der Gründe und Gegengründe, um ihre Meinung von der Behauptung des groben Realismus um so deutlicher zu unterscheiden, die Ueberzeugung vom Daseyn der Dinge Glauben genannt. Ich bin über die Hauptsache mit ihnen einverstanden, denke aber, daß man obigen Ausdruck nicht so allgemein gebrauchen dürfe, damit die Ueberzeugung des gemeinen Verstandes, welche sie in Schutz nehmen, mit dem blos praktischen Glauben von Fichte nicht verwechselt werde. Die Beziehung der Vorstellung auf Dinge geht im Bewußtseyn, sie geht nothwendig vor — dieses wissen wir. Zum Behuf dessen setzen wir Dinge ausser dem Bewußtseyn — wir glauben nothwendig an ihr Daseyn. In der natürlichen Ueberzeugung fallen beide Stücke in eins. Es ist die Reflexion des Philosophen, welche sie zuerst von einander scheidet.

nen wir nun Dinge, wiefern sie mittelst der empirischen Anschauung mit uns in Verbindung stehen, Erscheinungen; so läßt sich allerdings behaupten, daß die Objecte der Erfahrungserkenntniß Erscheinungen sind. Dinge an sich im Kantischen Sinne müssen wir freilich annehmen, weil, was mit einem andern in Beziehung steht, auch an sich Etwas seyn muß. Sie sind aber, als solche, weder ein Object der Erfahrung noch sonst einer Art der Erkenntniß. Daß sie sind, erkennen wir aus der Erscheinung; wir erkennen aber nur, was sie für uns als Erscheinungen sind.

Vorstellungen und Dinge sind in der Erkenntniß Correlate: heben wir von beiden auf, welches wir wollen, so vernichten wir den Begriff der Erkenntniß. Die Dinge sind in unsrer Erkenntniß nur durch die Vorstellung, und diese befaßt nur ein Erkenntniß, in wiefern sie nach dem Grundgesetze des Bewußtseyns auf die Dinge bezogen wird. Begründet das Erstere den Idealism, so sind alle Menschen gebohrne Idealisten. Behauptet der Realist nur das Letztere: so ist er sicher, nicht widerlegt zu werden. Wer mehr verlangt, wer fordert, daß wir mit dem Bewußtseyn in die Dinge hinausge-

hen, oder daß diese anders als durch Vorstellung ins Bewußtseyn kommen sollen, versteht sich selbst nicht, und wird durch eine ungereimte Aufgabe nothwendig entweder in unauflösliche Zweifel, oder auf ungereimte Auflösungen geführt.

so, oder daß diese [illegible] als durch [illegible]
[illegible] kommen sollen, [illegible]
[illegible] nicht, und wird durch eine [illegible]
Zwecke nothwendig [illegible]
[illegible], oder auf ungereimte [illegible]
[illegible]

X.

Was wirkt die Zwietracht der Guten?

Ein Gespräch.

Die Wahrheit, die Religion, die Philosophie, die Thorheit, das Laster.

W. Ihr nennet euch beide meine Freundinnen, und seyd doch nie mit einander einig. Was das Schlimmste ist, so beruft sich jede von euch bei euern Streitigkeiten auf mich. Sollte man nicht denken, ich unterhielte euern Widerspruch? Ich muß gestehen, daß mir dieses viel Kummer macht. Wenn es so fortgeht, so fürchte ich, wir kommen alle drei um unser Ansehen, und darunter leidet die gute Sache.

R. Eben um diese ist es mir zu thun. Wäre sie nicht in Gefahr, so möchte meinetwegen die Philosophie ungestört ihr Wesen treiben. Ich würde ihren öffentlichen und geheimen Verläumdungen nur die Geduld entgegensetzen, mit der ich so viel andre Uebel überwand. Unter diesen Umständen aber ist Widerspruch für mich Pflicht.

Ph. Er ist es nicht weniger für mich, wenn ich sehe, daß die Unvernunft sich über die Ver-

nunft erhebt, und die Welt beherrschen will. Läßt es sich läugnen, daß Jene es darauf anlegt, da sie mit der Sinnlichkeit, dem Vorurtheil und dem dunkeln Gefühl in Bund getreten ist?

R. Alte, hundert Mal widerlegte Vorwürfe, indeß diese fortfährt, Unvernunft zu nennen, was . . .

W. Still, lieben Kinder, auf diesem Wege kommen wir nie zum Ziel. Es ist Zeit, daß ihr euch verständigt. Ich sprach von der guten Sache. Ihr habt dieses als eine Gelegenheit zu gegenseitigen Beschuldigungen aufgegriffen. Wolltet ihr euch wohl erklären, was ihr unter der guten Sache verstehet. Sprich zuerst, Philosophie; dir steht es vornehmlich zu, niemals ohne bestimmte Begriffe zu reden.

Ph. Die gute Sache, Wahrheit, ist die deinige.

R. Ich stimme ihr darin gerne bei. Wandelte die Philosophie stets auf deinem Pfade, so wäre zwischen uns kein Streit.

W. Ihr wißt doch, daß meine Lehren die Tugend und die Glückseligkeit der Menschen zum Zwecke haben. Habt ihr einen andern, wenn ihr sie zu verbreiten suchet?

Ph. Ich habe keinen andern.

R. Die Menschen zur Tugend, und dadurch zur immerwährenden Glückseligkeit zu führen, ist meine Absicht.

Ph. Wohl: aber die Mittel?

R. Frage diejenigen, welche mir aufrichtig folgen: sie mögen dir sagen, ob sie wirksam seyen.

Ph. So weit vielleicht, als du sie von der Vernunft entlehnest. Was hast du aber in dieser Rücksicht vor mir voraus?

R. Die Festigkeit meiner Aussprüche, das Ansehen, welches sie begleitet, das Vertrauen, welches ich einflöße, dadurch wirke ich auf die Gemüther. Du willst nur auf den Kopf wirken, durch Begriffe, die Wenige rein fassen, die Zweifel erregen, und nur schwach antreiben.

Ph. Und doch dem vernünftigen Wesen unentbehrlich sind, um zu einem festen System in Denken und Handeln zu gelangen. Brach nicht der Aberglaube ein, so oft du dich von mir entfernetest?

R. Aber auch die Zweifelsucht und der Egoism, sobald du allein das Zepter führtest.

W. Ihr habt, wie ihr gestehet, einerlei Zweck. Wahrheit soll euer gemeinschaftliches Mittel seyn, ihr seyd einiger, als ihr denkt. Mißtrauen und Mißverstand entzweien euch:

Wollt ihr einen Mythus hören, den meine Halbschwester, die Fabel, auf eure Fehde gedichtet hat?

Ph. Sie war meine früheste Heroldin: erzähle.

N. Sie war die Gespielin meiner Jugend: ich bin begierig zu erfahren, was sie von unsern Streitigkeiten hält.

W. So höret. „In dem ersten Wohnsitze des Menschengeschlechtes sprudelte am Fuß einer Alpe, am Ausgange des Waldes, der ihn bekleidete, eine Quelle von wunderbarer Heilkraft. Die Anwohner tranken aus ihr Gesundheit und frohen Muth, und, wenn Jemand in der Gegend erkrankte, so brachte man ihm von ihrem Wasser, und er ward in Kurzem hergestellt. Mit den Nachkommen ihrer Bewohner, verbreitete sich der Ruf der Quelle: man kam aus fernen Landen, sie zu besuchen, oder für Kranke und Schwächliche ihren Segen abzuholen. Nach Verlauf einiger Jahrhunderte, als durch die Fortschritte des Anbaues der Wald lichter geworden war, fieng man an, das Gebirg genauer zu durchforschen, und entdeckte in ziemlicher Weite auf der Anhöhe zwei Quellen, deren Gewässer nachbarlich neben einander flossen, und dann in eine Tiefe sich stürzten, wo sie dem

Auge entschwanden. Man kam ganz natürlich auf den Gedanken, daß die Gesundheitsquelle, die man bisher für ursprünglich hielt, aus der unterirdischen Vereinigung derselben entstanden wäre. Die eine jener beiden Quellen floß krystalhell; sie hatte die Eigenschaft, das Gesicht ungemein zu stärken, so, daß diejenigen, welche daraus tranken, oder sich die Augen daran wuschen, die kleinsten Gegenstände unterscheiden konnten. Die andere war von grünlicher Farbe, und weit weniger durchsichtig: ihre Wirkung umfaßte die ganze Lebenskraft, die durch sie erneuert oder erhöhet wurde. Die Menschen verschmähten nun die gemischte, und wollten von der Urquelle trinken. Darüber entstand großer Streit. Die Einen behaupteten, die klare Quelle wäre es, welche Heil brächte: von ihren vorherrschenden Bestandtheilen käme die ganze Kraft, welche die gemischte gehabt hätte. Ueber dem Vergnügen immer heller zu sehen, achteten sie gar nicht darauf, daß ihre Kräfte allmählig schwanden. Die Andern hielten sich eben so ausschließlich an die grünliche Quelle, durch deren Genuß sie, wie von dem edelsten Wein, sich ermuntert fühlten. Ihr Gesicht ward freilich blöder: allein man sagt, daß sie sogar ein Behagen an dem Helldunkel gehabt hätten, in

welches die Natur um sie her versank. Der Streit darüber ward mit Erbitterung geführt, und gieng von Worten oft zu Thätlichkeiten über. Da jede Parthei ihre Quelle anpries und die andere verschrie; so theilten alle, welche hier Hülfe suchten, sich nach der Verschiedenheit ihrer Führer, und man sah bald in der Nähe und in der Ferne entweder Schwächlinge, welche mit mikroskopischer Feinheit hell sahen, oder Menschen von ungewöhnlicher Stärke und Munterkeit, die halb blind ihre Kräfte nicht recht zu brauchen wußten, und sie oft ganz verkehrt und nach der Richtung einer schwärmenden Einbildung anwandten. Nur Wenige von geradem Sinn und schlichtem Verstande blieben, ohne um jene Streitigkeiten sich zu bekümmern, bei der alten Quelle, und befanden sich an Leib und Seele wohl dabei. Es gebrach ihnen weder an Kräften und Frohsinn, um die Zwecke des Lebens auszuführen, und seine Güter zu geniessen, noch an heller Ansicht der Dinge, um zu beiden die dienlichsten Anstalten zu treffen."

Ph. Die Quelle, welche das Gesicht stärkt, soll vermuthlich ich seyn.

R. Ich dächte nicht, daß ich die Vergleichung mit der andern verdient hätte.

W. Freilich nur, wenn du von der Philosophie dich trennest, und Gefahr läufst, Schwärmerin zu werden. Das war nicht immer. Ich erinnere mich der Zeit — es ist lange — wo ihr in schwesterlicher Eintracht lebtet. Die ältesten Philosophen der Welt waren auch ihre Priester: sie enthüllten den Eingeweihten die Geheimnisse der Natur und die Absichten der Gottheit, und sprachen zum Volke durch Bilder und Symbole, weil es nur in dieser Sprache belehrt seyn wollte.

Ph. War es mir zu verargen, wenn ich den Schleier mehr lüftete, und in der Folge die Begriffe immer mehr aufzuhellen und zu berichtigen suchte?

R. Und mir, wenn ich ein höheres Licht benutzte, das in der Form der Geschichte auf die Nachwelt gieng, und Gefühle, wodurch das Wahre mehr Wirksamkeit erhielt?

W. Keiner von Beiden, so lange eure Bemühungen dem gemeinschaftlichen Zwecke dienten, und nur verschiedene Wege waren, dasjenige, was mit unauslöschlichen Zügen durch ewige Gesetze des Erkennens und Handelns in die Menschenseele geschrieben war, an das Licht zu ziehen. Was sie mit Nothwendigkeit fühlte, mußte die Vernunft in Begriffe und Grund-

säße bringen, damit der Mensch es erkennte, die Einbildung mußte es verschönern, damit er als sinnliches Wesen es lieben könnte. So standen Gefühl, Einbildung und Vernunft in einem lieblichen Bunde, und beherrschten ungetheilt den Menschen. Die Zeit mußte kommen, wo jedes derselben insbesondere bearbeitet, und dadurch vervollkommnet wurde. Allein in der Ausübung und Anwendung auf das Leben durften sie nicht getrennt werden. Es gieng schief, so bald du, Philosophie, logischfein nur Begriffe spaltetest, und du, Religion, allein der Einbildung und dem Gefühle dich überliessest, ohne für eine vernunftmäßige Grundlage deiner Arbeit zu sorgen; noch schiefer, als ihr der gemeinschaftlichen Abkunft uneingedenk, eine bis zu einem gewissen Punkt heilsame Eifersucht in Feindschaft ausarten liesset. Ihr habt dadurch der guten Sache der Weisheit und Tugend unendlich geschadet. An euerm Zwist liegt es, daß Laster und Thorheit ohne Widerspruch herrschen.

Ph. Das wäre mir sehr leid.

R. Du erschreckst mich.

W. Doch ist es so. Ihr sollt aus dem Munde der Ungeheuer überzeugt werden. Vor mir dürfen sie nicht lügen. Verhüllt eure Ge-

sichter. Die Thorheit und das Laster sollen erscheinen.

Th. Du, deren Auge Alles durchdringt, verzeih, wenn wir in dem Costum vor dir erscheinen, in welchem uns die Welt verehret: ich im Gewand der muntern Weisheit, sie mit dem Prachtmantel der Seelengröße. Es kann unsre Absicht nicht seyn, dich zu täuschen. Aber wer sind diese Vermummten?

W. Es sind Botinnen des Himmels, die unverhüllt durch ihren Anblick euch zu Boden stürzen würden. Sie sind gekommen, um über euch Kunde einzuziehen. Ich beschwöre dich bei mir selbst, sag' an, durch welche Mittel gelang es dir, die Menschen zu hintergehen, und mit jener zur Weltherrschaft dich empor zu schwingen?

Th. Durch diejenigen, die ich von Anbeginn gebrauchte. Ich verführte ihre Einbildung, und schmeichelte ihren Leidenschaften. Je beweglicher jene, je reizbarer und vielfältiger diese wurden; desto leichter wurde mir die Arbeit.

W. Erschwerte sie dir aber nicht die Vernunft?

Th. Anfangs; allein ich machte sie mit ihrer altklugen Miene so lächerlich, daß sie nicht mehr gehört ward, ausser wann sie den bethörten Menschen zu Munde redete.

W. Ehedem pflegte aber die Philosophie sie in Schutz zu nehmen. Sie rügte bald in ernstem Tone deine Inconsequenzen und tollen Streiche, bald inspirirte sie Dichter, welche unter gefälligem Scherz oder beissendem Spotte dir die Maske abzogen, und das Lächerliche reichlich zurückgaben, was du auf die Weisheit zu bringen gesucht hattest.

Th. Das war eben mein größtes Kunststück, daß ich ihren Ton annahm, mit ihren Farben mich schmückte. In ihren Mantel gehüllt wandelte ich herum, und lehrte in ihrem Namen Systeme, die bald in seltsamem Gemische von Wahrheit und Irrthum durch anscheinende Gründlichkeit meine Entwürfe beförderten, bald durch ihre Ausschweifungen die Philosophie selbst ausser Achtung setzten.

W. Leider! Du hattest aber eine andere Heldin noch zu bekämpfen, die noch furchtbarer ist, weil sie eine größere Menge unter ihren Fahnen versammelt. Die Religion konnte die Täuschung aufdecken, und den Zauber deiner Scheingüter lösen.

Th. Ich muß es gestehen, sie that mir länger Abbruch. Allein ich ließ ihr die Schwärmerei auf dem Tritte folgen. Sie mußte ihre Losungsworte erlauschen, ihren Ernst, ihre Feier-

lichkeit, ihr zuversichtliches Wesen annehmen. Eine große Zahl ihrer Freunde wurden geblendet, und traten unter der Anführung der Schwärmerei in meine Dienste, da sie noch immer dem Panier der ersten zu folgen glaubten.

W. Was that aber diese, als sie ihre Reihen dünner werden sah?

Th. Sie seufzte, sie rief, sie warnte, sie beschwor; vergebens. Ihre sanfte Stimme war zu schwach gegen das Geschrei der Andern. Auch gefiel nun Vielen ihr Dienst nicht mehr; sie fanden ihn zu strenge, zumal der Aberglaube der Schwärmerei als Herold sich zugesellt hatte, und die nämlichen Güter, wie jene, um weit geringern Preis verhieß.

W. Schreckliche Täuschung! Jetzt wenigstens war es, wenn je, Pflicht und Interesse der Philosophen, der Religion die Hand zu reichen, und die unächten Züge ihrer Gegnerin, die ihrer Scharfsicht nicht entgehen konnten, der Welt bemerklich zu machen. Damit war dein Spiel zu Ende.

Th. Dafür war gesorgt. Ich hatte in die herrschende Philosophie einen so profanen Ton eingeführt, daß nicht leicht einer derjenigen, die sich Philosophen nannten, es wagen durfte, sich ihrer vor der Welt anzunehmen. Daher entsteht

die größte Verwirrung. Die Religion nimmt diese Angriffe so auf, als kämen sie von der Philosophie selbst her, und bei dieser muß hinwiederum die Religion alles das Unheil entgelten, was in ihrem Namen die Schwärmerei anrichtet. So leben beide in gegenseitigem Argwohn, vergessen, über ihrem Streite, mich, und ich sitze ruhig auf meinem Throne.

L. Ich hoffe, daß du dieses Wunders dich nicht allein rühmest. Ohne meine geheimen Eingebungen wäre es dir nicht so leicht geworden, die Begriffe der Menschen zu verwirren. Sie müssen schon auf dem Wege des Lasters seyn, um Thoren zu werden.

Th. Aber auch Thoren seyn, um sich dir zu überlassen.

L. Wir haben einander in die Hände gearbeitet. Sinnlichkeit mußte erst für weisen Lebensgenuß, Herrschsucht für Seelengröße gelten, ehe es mir gelingen konnte, die Menschen wollüstig, ungerecht und grausam zu machen. Ohne die Religion und die Philosophie ihres Einflusses zu berauben, wäre beides unmöglich gewesen. Die Welt wird durch Autorität regiert. Diese mußte auf unsre Seite gebracht werden.

W. Fürwahr ein schweres Stück Arbeit, da ihr alle Weisen des Alterthums und die Chr=

würdigkeit der herrschenden Meinungen wider euch hattet.

L. Ich setzte ihnen das Ansehen des Genie's entgegen. Ich verderbte sein Herz durch Wollust, und begeisterte es mit dem Ehrgeiz, über die Weisheit der Jahrhunderte sich zu erheben, und aus ihren Ruinen das Denkmal seines Ruhmes zu erbauen. Dasjenige, bei welchem es mir am besten gelang, war ausgestattet mit allem Reichthum der Einbildung, mit aller Kraft der mannichfaltigsten Beredsamkeit, und im Besitz aller Formen, wodurch dieselbe sich äussert. Es ließ keine unversucht, ward in jeder bewundert, und versetzte in jeder der Religion und der ernsten Weisheit öffentliche oder geheime Streiche.

Anfangs zwar schien es nur der Thorheit und der Schwärmerei den Krieg anzukündigen. Allein ich verrückte ihm sein schönes Ziel. Erbittert durch Widerspruch und Verfolgung auf der einen Seite, durch unmäßigen Beifall auf der andern angelockt, räumte es eine Schranke nach der andern weg, bis in dem eiteln Geiste der Entwurf reifte, der Patriarch des Unglaubens zu werden. Zweifel und Einwürfe, die in verachteten oder nur den Gelehrten bekannten Werken vergraben lagen, gewannen unter seiner Hand den Glanz der Neuheit und den Reiz der Po-

pularität. Was in der nüchternen Abhandlung die Probe nicht hielt, ward im Roman oder als Sentenz in einer Tragödie ungeprüft verschlungen. Es kannte die Schlüpfrigkeit der Zeitgenossen, und wußte, daß, um den Verstand zu berücken, der sicherste Weg sey, die Einbildung zu bestechen. Seine Werke im Weltton und in der allgemeinsten Sprache geschrieben, und in alle übersetzt, fanden überall Eingang; man sah sie auf der Toilette der Dame, und in der Schlafkammer der Zofe, sie drangen in die Wachtstube, lagen auf dem Pulte des Ministers, stahlen sich verrätherisch neben das Brevier des Geistlichen, und unter den biblischen Apparat des Predigers. Wer vermochte dem Uebermaaße seiner Beredungskünste zu widerstehen? Oder mit welchem Erfolg wagte man es, dem größten Genie der Zeit zu widersprechen?

W. Aber die Regenten, die Hirten der Völker? Sie konnten doch die Ansteckung ihrer Heerden, und ihr eignes Verderben vorhersehen.

L. Sie setzten ihm ungleiche Waffen entgegen, Verhaftsbefehle, Verbannung, Verbote, die nur den Eifer seiner Anhänger entflammten. Andere huldigten der Größe seines Geistes, wußten ihm Dank für nützliche Wahrheiten, und übersahen seine Ausschweifungen. Die sich-

zu Herzen nahmen, wurden mit einer persifflirenden Erklärung oder einem lustigen Einfall abgefunden. Aber der größte Mann unter ihnen ward sein Schüler, drückte seiner Lehre das Siegel des höchsten Ansehens auf, und vollendete durch seine eigenen, von der Neugierde verschlungenen Schriften ihren Sieg.

W. Zeigte sich aber doch darin mehr als Skeptiker, denn als überzeugten Anhänger derselben.

L. Und befinde ich mich nicht wohl bei diesem Skepticism über des Menschen wichtigste Angelegenheiten? Sonst scheiterte ich an festen Grundsätzen: denn solche für mich gewinnen konnte ich nie: jetzt habe ich diese Klippe weniger zu besorgen.

W. Das Volk scheint doch deren, oder wenigstens etwas zu haben, das ihnen analog ist. Es bekümmert sich auch wenig um die Streitigkeiten, welche die Gelehrten und Vornehmen beschäftigen.

L. Es scheint nur: so wenig es in diese sich einläßt; so sind doch Stralen der neuen Weisheit durch Romane und Volksbücher auch zu ihm gedrungen. Es weiß wenigstens, daß die Religion von Philosophen bestritten, und von Großen nicht geachtet wird. Das ist genug, um bei Vielen ihren Einfluß in den Augen=

blicken zu schwächen, wo er mir am gefährlich-sten wäre.

W. Indessen gehen die Anstalten zur Bildung der Religiosität nicht nur fort, sondern werden auch unterstützt.

L. Das schadet mir wenig, seitdem die Spuren derselben aus dem öffentlichen und Privatleben der höhern Stände verschwunden sind. Hat es nichts auf sich, wenn die Väter vor den Kindern sündigen? Das Volk sieht zuletzt durch den Schleier der schönen Worte; die Grundsätze der Gerechtigkeit, der Ordnung, der Redlichkeit können ihm nie so gut eingeprägt werden, daß es nicht darin wanke, wenn es öffentliche Beispiele der Ungerechtigkeit, der Gewaltthätigkeit, des Betrugs vor den Augen hat: und mir genügt vor der Hand, daß man wanke.

W. Die Philosophen selbst sprechen entscheidend genug wider dich, sie lehren sogar größtentheils eine Art von Religion.

L. Ja, eine rein philosophische, die in dem Gemüthe des Volkes nie wurzelt, indem dasjenige, was die Leidenschaften zügeln, und die Vernunft von ihrer Herrschaft befreien soll, ohne andere Stütze den Schlüssen einer rohen, dem Selbstbetrug ausgesetzten Vernunft allein überlassen wird. Ueberhaupt fürchte ich mich vor der

Philosophie, so lange sie allein steht, nicht sehr; noch weniger, seitdem ihr Geist, des Anscheins vom Gegentheil ungeachtet, mehr speculativ als praktisch geworden ist. Ehedem gab sie sich wohl damit ab, mich in meine geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen: jetzt grübelt sie, um das Uebrige unbesorgt, nur über die ersten Principien, verfällt auf Verfeinerungen, in denen sie sich selbst kaum versteht, und ihre Waffen von Filigranarbeit machen mir wenig Kummer. Die gelehrtesten ihrer Schüler sind durch das viele Lesen und Hören von Gründen und Gegengründen so verwirrt geworden, daß sie die Wage nicht mehr zu brauchen wissen, und, da sie weder unter einander, noch mit sich selbst einig werden können, sich in den Skepticism geworfen haben. Ohnehin ist Philosophie mehr Sache des Kopfes als des Herzens geworden, und macht, da sie im Leben sich wenig zeigt, auf die Welt keinen Eindruck. So schwanken die Gemüther der Menschen zwischen Religion und Unglauben, zwischen strengen und laxen Grundsätzen, und bei dieser Ungewißheit geben Belieben und äussere Macht den Ausschlag in der Praxis, wie ich es wünsche.

W. Die Mehrheit derselben befindet sich aber nichts weniger als wohl dabei. Sie werden, durch traurige Erfahrungen aufmerksam gemacht, fühlen, daß sie der Philosophie bedürfen, um die großen Anstalten zu ihrer Sicherheit und Beglückung zu ordnen, aber auch der Religion, um ihnen Dauer zu geben, und der Unzulänglichkeit der äussern Gewalt durch innere Triebfedern zu Hülfe zu kommen; daß die Pflanze der ächten Humanität zwar auf der Erde ihre Wurzel hat, aber die milden Einflüsse des Himmels zu ihrem Gedeihen nicht entbehren kann. Man wird einsehen, daß, wenn die Philosophie deine und der Thorheit Wege beleuchtet, und das Böse anzeigt, das man vermeiden soll; die Religion erforderlich ist, um sich ihm mit Kraft zu widersetzen, und die unvermeidlichen Uebel der Natur, und den eben so unvermeidlichen, von jeder Form der Gesellschaft unzertrennlichen Druck der Menschen durch die tröstende Aussicht auf eine bessere Zukunft erträglich zu machen. Dann werden Philosophie und Religion nicht länger einander bekämpfen, und einverstanden über den Zweck, ihre Mittel vereinigen, statt sie gegenseitig zu schwächen. Schon bricht nach langer Verfinsterung eine

zwar noch schwache, aber unter diesen Umstän- den viel verheissende Morgenröthe dieses schönern, für euch verderblichen Tages an.

L. Wir wissen, daß eine furchtsame Poli- tik diese sich verbreitende Denkart begünstigt. Sie soll uns aber nicht überlisten, nachdem wir so viel für sie gethan haben.

W. Die Politik hat diesen Umschwung im Geiste der Zeit so wenig hervorgebracht, als sie ihn hindern konnte. Sie folgt ihm, und der höhern Hand, die ihn vorbereitete. Er muß ihr übrigens willkommen seyn, weil sie dadurch wieder auf ihre natürliche Grundfeste gesetzt wird.

L. Wir werden Alles anwenden, um diese Coalition zu hintertreiben. Wir lassen uns die theuer errungene Herrschaft nicht ent- winden.

W. Botinnen des Himmels, entschleiert eure Gesichter und sprecht ihnen das Ur- theil!

Th. Weh uns! Religion und Philosophie umarmen einander.

L. Fort von hier: wir werden vernichtet.

W. Ihr habt die Früchte eures Zwistes gesehen. Laßt sie euch zur Lehre dienen. Werdet ihr noch mit einander hadern?

Ph. Nimmer.

R. Wir schwören den ewigen Bund gegen Laster und Thorheit.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Errata.

Seite 16.	Zeile 11.	gewandt	lies:	abgewandt
— 25.	—	1. Shakespear	—	Shakespeare
— 26.	—	4. Muse	—	Muße
— 37.	—	13. zurückweichen	—	zurückbleiben
— 39.	—	5. fünfzig	—	funfzig
— 39.	—	21. belebe	—	belebet
— 57.	—	1. herkommlicher	—	herkömmlicher
— 64.	—	14 aus diesen Begriffen	—	aus Begriffen
— 65.	—	9. einen so dornenvollen Labyrinth	—	ein so dornenvolles Labyrinth
— 65.	—	27. umrungen	—	umringt
— 69.	—	15. versprächen	—	verspräche
— 86.	—	12. ausdrücken	—	ausdrucken
— 92.	—	6. unterlegte	—	untergelegte
— 94.	—	23. Liverei	—	Livree
— 148.	—	22. Drittens	—	2)
— 153.	—	16. hermenutische	—	hermeneutische
— 158.	—	18. der Wahrheit	—	der isolirten Wahrheit
— 170.	—	18. erwidern	—	erwiedern
— 171.	—	27. seyen	—	sind
— 199.	—	9. von der Unvollkommenheit	—	ihrer Unvollkommenheit
— 201.	—	2. dieselben	—	dieselbe
— 219.	—	15. Alter	—	Alterthum
— 244.	—	12. Cäsaren	—	Cäsarn

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engel, Michael,

Versuche in der scientifischen und populären Philosophie

Frankfurt am Main 1803

Ph.u. 155
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045683-2